Felix Hollaender

Das letzte Glück

Das letzte Glück

Bücher
von
Felix Hollaender.

I.

Jesus und Judas.
Ein moderner Roman.
Vierte Auflage.

II.

Magdalene Dornis.
Ein moderner Roman.
Vierte Auflage.

III.

Frau Ellin Röte.
Aus dem Leben einer jungen Frau.
Sechste Auflage.

IV.

Sturmwind im Westen.
Ein Berliner Roman.
Siebente Auflage.

V.

Pension Fratelli.
Ein Novellenbuch.
Dritte Auflage.

VI.

Erlösung.
Roman.
Dritte Auflage.

FELIX HOLLAENDER

Das letzte Glück

Roman

Fünfte Auflage

Berlin
S. Fischer, Verlag
1900.

Dr. Richard und Dr. Hugo Cassirer

in alter Freundschaft und Gesinnung

Der Verfasser.

Weihnachten 1899.

Das letzte Glück

I.

Vielleicht sehe ich sie überhaupt nicht wieder, und es bleibt bei dieser ersten Aufzeichnung — aber selbst zugegeben, daß . . . . . . auch dann sehe ich den Zweck nicht ein. So viel steht fest, daß sie nicht den mindesten Eindruck auf mich gemacht hat, daß ich in trostloser Stimmung nur einer Laune, einem flüchtigen Einfall gefolgt bin. Aus tausend Gründen ist für mich die Zeit vorüber, wo man die Begegnung mit einem kleinen Fräulein ernst nimmt.

7 Uhr 25 Minuten; als ich aus dem Stadtbahnhof Friedrichstraße trat und den Regenschirm aufspannte. — Es goß in Strömen. Ich liebe dieses Wetter und hatte nicht die Absicht, mich in den Schutz eines Wagens zu begeben. Da fährt ein Omnibus an mir vorüber. Und oben

von dem dicht besetzten Deck blinkt mir eine helle Blouse entgegen.

Ich gebe dem Kondukteur ein Zeichen. Er weist in den Wagen, in dem noch ein Platz frei ist.

— Nein, ich steige hinauf.

Sie ist blond.

Neben ihr ist noch ein enger Raum, den ich zu erobern suche. Ein junger Mensch ohne Schirm schneidet ein boshaftes Gesicht und rückt dicht neben sie, so daß ich auf ihre Nachbarschaft verzichten muß.

Ich mache gute Miene zum bösen Spiel und beschirme ihn noch obendrein.

Er wird liebenswürdig und teilt ganz meine Ansicht, daß es wundervoll sei, bei solchem Wetter oben auf dem Deck zu sitzen. Wir machen uns über die Leute lustig, die bei diesem ständigen Regen die Bäder aufsuchen.

Es hat allen Anschein, als ob wir uns anfreunden würden. Wir unterhalten uns jedenfalls krampfhaft, was sonst nicht meine Art ist.

Ich behaupte, Berlin sei die schönste Stadt der Welt, und man müsse seine Ferien dazu benutzen, Berlin zu studieren.

Er stimmt mir vollkommen zu und bemerkt,

daß er als geborener Berliner nicht einmal das Museum kenne. Dafür sei er beispielsweise in Strausberg mit jedem Gerümpel vertraut.

Sie hört halb interessiert zu und amüsiert sich offenbar.

Der Regen wird stärker.

Mit ihrem Schirm schützt sie ängstlich ein abgegriffenes, blaues Büchlein — ich lese den Titel: Homers Odyssee, übersetzt von Ehrenthal.

Merkwürdig — wer liest heutzutage, und noch dazu als junges Mädchen, eine Übersetzung des Homer. Außerdem paßt es gar nicht zu ihr, absolut nicht. Es ist einfach eine Stilwidrigkeit. Ja, ganz gewiß! Wenn es noch lyrische Gedichte gewesen wären. Man kennt ja diese jungen Dinger.

Ich kann sie überhaupt nicht unterbringen. Sie gehört sicherlich nicht den oberen Zehntausend an — aber andererseits hat sie doch etwas Besonderes, nichts von der Arbeiterin, oder dem Ladenmädchen.

Der junge Mensch neben mir bemerkt, daß das Buch vom Regen naß wird und greift aus seiner Tasche die Unterhaltungsbeilage des Lokal-Anzeigers.

Sie nimmt sie ohne jede Gespreiztheit an und dankt ihm freundlich.

Die beiden kommen in eine Unterhaltung, in die ich ab und zu einen Brocken werfe.

Es steht fest: Er hat einen Vorsprung. Ich schiele über ihn hinweg — zuweilen nach ihr hin und versuche, einen ihrer Blicke aufzufangen — rein aus Oppositionsgeist — aber es gelingt mir nicht.

Plötzlich steigt der junge Mensch ab, bedankt sich bei mir für die Beschirmung und verläßt uns grüßend.

Ich und sie kommen in ein Gespräch.

— Sie lesen Homer?

— Ja! — Er gefällt Ihnen?

— Gewiß!

— Man muß ihn griechisch lesen, da klingt er wie Musik.

Ich citiere die ersten Verse.

Sie hört mit einem leisen Lächeln zu.

Sie findet, ohne böse zu werden, daß ich sie etwas unverschämt in das Gespräch ziehe.

Ich merke es deutlich.

Sie liest alles Historische so gern, sagt sie mit einer entzückenden Unschuld. Ob ich „Ahasver in Rom“ kenne?

— Nein, erwidere ich in ernsthaftem Tone.

— Aber „Die letzten Tage Neros“ von Eckstein.

— Nein — antworte ich wieder.

— Haben Sie auch moderne Bücher gelesen?

— Etliche, aber sie gefielen ihr nicht. Sie kann das Realistische nicht leiden, in der Malerei noch weniger.

— Haben Sie vielleicht ein Buch gelesen, das „Clarissa Sanders“ heißt? frage ich geradezu, obwohl ich sicher bin, daß sie nein antworten wird.

— Ja, ja, entgegnet sie lebhaft, das kenne ich.

— Und wie hat es Ihnen gefallen?

— Nicht allzusehr! Eine Freundin hat es mir empfohlen mit dem Bemerken, es sei allerdings nicht sehr decent. Gerade das habe sie nicht gefunden — aber, wie gesagt, sie liebe mehr die historischen Bücher. Homer — und Eckstein.

— Die „Clarissa Sanders“ ist von mir.

— Ah, das ist aber interessant, das hätte sie sich nicht träumen lassen. Wie ich heiße, denn sie merke sich nur die Namen ihrer Lieblings-Autoren!

— X. — Y.

Sie sieht mich einen Augenblick nachdenklich an, dann sagt sie in überzeugtem Ton: Ja, sie besinne sich — ganz deutlich besinne sie sich, daß sie den

Namen erst neulich im Lokal-Anzeiger gelesen habe.

Ich protestiere und nenne die Titel meiner übrigen Bücher.

Sie kennt sie indessen nicht — nur die „Clarissa Sanders."

Wir steigen ab — und ich bitte sie, mit mir eine Tasse Kaffee zu trinken.

Gut, eine halbe Stunde hat sie Zeit — nicht länger.

Wir sitzen uns gegenüber.

Der Piccolo steckt gleich drei Gasflanmen an. Die Tugend ist gerettet.

Sie kommt ins Plaudern.

Sie ist in einem photographischen Atelier, da sie endlich einen bestimmten Beruf ergreifen muß. Sie ist schon sehr alt -- fast neunzehn — höchste Zeit, um auf eigenen Füßen zu stehen — sie hat ein Jahr gezeichnet — bei Mormann — aber die Stunden seien zu teuer gewesen — und sie hatte nicht genug gelernt — um damit ihr Brot zu verdienen. Sie sei überhaupt ohne Ausdauer! Nicht einmal das Schneidern habe sie kapiert. Man muß doch aber einen Beruf haben!

— Unbedingt!

So, jetzt sei ihre Zeit um, jetzt müsse sie gehen!

Ich bitte sie, mit mir ein bescheidenes Abendbrot zu teilen.

Sie lacht mich aus.

Was ich dächte? Was ich dächte? Wenn sie nicht zur Zeit nach Hause käme . . . . ohrfeigen thäte sie die Mutter.

— Ohrfeigen — und das lassen Sie sich gefallen? —

Sie nehme das nicht so tragisch. Nur keine Moralpredigt, das hasse sie — übrigens sei es ihr seit drei Jahren nicht mehr passiert . . . ja damals.

— Damals liebten Sie? frage ich im Staatsanwalts-Ton, obwohl wir eigentlich schon ganz vertraut sind.

— Ich hatte ihn gern, antwortet sie einfach. Und dann entzweiten wir uns, einer Lächerlichkeit wegen. Er schrieb mir sechs Wochen darauf einen langen Brief, der wunderschön war, wirklich, beteuert sie. Ich bin aber doch nicht hingegangen, obwohl ich . . . sie hält einen Moment inne.

— Obwohl Sie? . . .

— Ich hatte in den sechs Wochen der Trennung viel gelitten; ich merkte da erst, daß ich ihn gern hatte. Und deshalb wollte ich nicht von neuem beginnen.

Heiraten konnte er mich nicht — und ich wollte mir den zweiten Abschied nicht noch schwerer machen! Sie verstehen das!

— Ich glaube.

Eine kleine Strecke Schweigen.

— Gute Nacht!

— Ich bitte Sie noch um ein paar Minuten.

— Gut! Erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben.

— Ich weiß nicht, wo ich da beginnen sollte.

— Haben Sie so viel Erlebnisse?

— Ich bin mir darüber nicht ganz klar.

— Und Sie?

— Gar keine — und das eine habe ich Ihnen eben erzählt — sonst giebt es nur ein paar Episoden.

— Ich bitte darum.

— Ach Gott, erwidert sie, da giebt es nicht viel zu erzählen. Sie werde zu Hause streng bewacht und dürfe sich nicht rühren, das käme daher, weil sie in allem auf die Eltern angewiesen sei.

— Und weshalb versuchen Sie es nicht, sich selbständig zu machen?

— Ich habe keine Anlagen, oder richtiger gesagt, mir fehlt es an jeder Ausdauer. Im übrigen — ich retouchiere ja augenblicklich.

Sie beugt sich auf einmal zur Erde und hebt ein Stückchen zerknittertes Staniol auf und steckt es lächelnd in ihre Tasche.

Ich sehe sie fragend an.

— Ich sammle Ansichtskarten — und Staniol erwidert sie schalkhaft — nämlich für ein Pfund Staniol bekommt man bei Taen-arrhe ein Theeservice.

— Das lohnt, entgegne ich.

Ein kleiner Junge mit blödsinnigen Zügen tritt uns in den Weg.

— Zehn Pfennig die Rose . . . lieber Herr — zehn Pfennig die Rose!

Ich leere seinen Korb und gebe ihr den ganzen Reichtum.

Ihr Gesicht leuchtet ein wenig auf.

— O, was sind Sie für ein Verschwender.

Mittlerweile sind wir am Zoologischen Garten angelangt, aus dem Musik zu uns dringt.

— Kommen Sie, wir gehen da hinein, bitte ich.

— Nein, das thun wir nicht — es ist eine artige Mausefalle, antwortet sie — aber wir bleiben hübsch draußen — und dann die Mutter — ich muß jetzt wirklich nach Hause —

Sie wird ganz ängstlich.

— Und wenn ich Sie bitte!

— Auch dann nicht!

Ich spreche eine Weile kein Wort, ich bin gar nicht beleidigt — absolut nicht — aber ich markiere ein wenig den Gekränkten.

— Ach bitte . . . bitte reden Sie doch wieder!

Keine Antwort.

Sie lacht mir plötzlich ins Gesicht, ihre Grübchen dicht bei den feinen Mundwinkeln öffnen sich — und der Schalk tritt aus ihren Augen.

— Sie kennen mich eine Stunde, sagt sie, und tyrannisieren mich bereits — und bloß aus Laune — im übrigen, halten Sie es für ein Annehmlichkeit, geohrfeigt zu werden, wenn man neunzehn ist?

Ich lache tüchtig mit und stimme in der Verurteilung einer solchen Procedur völlig mit ihr überein.

— Sie müssen selbständig werden — unbedingt — es ist ja auch nicht so schwer.

— Wissen Sie einen Weg?

— Zehn!

— Zum Beispiel?

— Sie nehmen die Vossische Zeitung zur Hand und lesen: Eine ältere Dame sucht eine Gesellschafterin.

Nun ziehen Sie sich nett an — machen einen vorzüglichen Eindruck und werden engagiert. Die

Dame gewinnt Sie gern. Sie fahren mit ihr täglich aus, werden mit ihr zusammen eingeladen — und fühlen sich wohl.

— Das ist alles ganz schön, wie Sie es ausmalen, aber mir fehlt die höhere Bildung.

— Die ist dabei ganz überflüssig. Die Dame verlangt liebevolle Behandlung und gute Manieren. Sie wünscht, daß ihr Fräulein um sie besorgt ist — und sich nicht bloß als Angestellte fühlt. Da Sie Fisch nicht mit dem Messer essen und mir nicht mit mich verwechseln — so steht dem Engagement nichts im Wege.

— Das mit dem Messer ist ausgeschlossen — und für mir und mich stehe ich auch ein, entgegnet sie ernsthaft.

Jetzt lache ich.

— Denken Sie, mit dem Maler bin ich oft stundenlang spazieren gegangen — wir sprachen so gut wie gar nichts und unterhielten uns doch vortrefflich — sagt sie ganz unvermittelt.

— Wen haben Sie außer dem Maler geliebt?

— Mit fünfzehn Jahren las ich Hermann und Dorothea. Der Lehrer machte uns alle verrückt. Bis dahin war ich nach der Aussage aller Verwandten und Bekannten ein liebes, gutes Geschöpf,

das alle gern hatten. Dann wurde ich boshaft, eigensinnig und niederträchtig. Ich schließe daraus, daß ich mit 15 in den Lehrer verliebt war. Meine Eltern nahmen mich Knall und Fall aus der Schule, die ich noch ein volles Jahr hätte besuchen sollen — und die Episode war beendet.

— Kam es zum Küssen?

— Wo denken Sie hin?

— Ich: Man sollte so gewissenlose Burschen aufbaumeln!

Sie lacht herzhaft.

Als sie sich endlich beruhigt, inquiriere ich weiter.

— Und dann?

— Das ist das Dümmste und Albernste und Gott Lob schon Jahr und Tag her. Ich war siebzehn, als ich mich in einen Radfahrmeister sterblich verliebte.

Ich falle aus den Wolken.

— Sind Sie mit ihm näher bekannt geworden?

— Wir haben keine Silbe miteinander gewechselt — übrigens, haben Sie ein Radrennen schon mitgemacht?

— Nein!

— Dann verstehen Sie auch nicht, in welch

entsetzliche Aufregung man da kommt, wie einem das Herz schlägt — und das Blut zu Kopf steigt. Ich war in ihn vernarrt. Ich hätte, Gott weiß, was darum gegeben, wenn er mich angesprochen, ja, wenn er mir bloß vorgeschwatzt hätte, daß er mich liebte. Schon der Wahn hätte mich . . . Sie lachen — und ich lache heute ja auch, und es kommt mir kindlich und albern vor. Aber was ich damals in mein Tagebuch schrieb — nein, einfach unglaublich!

— Sie müssen mir ihr Tagebuch zeigen.

— Um keinen Preis — übrigens, um noch einmal auf „ihn“ zurückzukommen — ist denn so eine Verwegenheit und so ein Todesmut eine Kleinigkeit — immer seine Glieder zu Markte zu tragen — sehen Sie, das war es, worin ich mich verliebt habe.

— Dann hätten Sie sich auch in jeden Cirkusreiter vergaffen können!

— Gewiß — aber ich hatte keine Gelegenheit. Damals war notabene ein junger Mensch aus Hannover in mich vernarrt — er besang, um mein Herz zu gewinnen, in den glühendsten Strophen den von mir Angebeteten. Finden Sie das nicht nett?

— Entzückend!

— Sie haben eine merkwürdige Art, sich über einen lustig zu machen, meint sie.

Wir sind am Nollendorfplatz — es ist $^3/_4$ Zehn. Sie gerät in eine sichtliche Erregung.

- Na, mir wird es schön gehen. Adieu, ich habe keine Minute länger Zeit — o weh ... o weh!

Sie ist ganz aus dem Häuschen.

— Aber wann sehen wir uns wieder?

— Schreiben Sie mir unter Chiffre L. L. 29, Postamt 30 — sie lacht wieder heiter auf — das ist nämlich meine Chiffre.

Ich protestiere.

— Ich segele nur unter eigener Flagge.

— Gut, wenn Sie so eigensinnig sind, bestimmen Sie.

— L. L. 99, Postamt 30. Aber Sie schreiben zuerst — und bestimmen Tag, Ort und Stunde, wo wir uns treffen — und dann richten Sie es so ein, daß man Sie zu Hause nicht auf die Minute erwartet!

— Ich soll also lügen!

— Notlügen — allerdings!

— Sie antworten mir auf einer Ansichtskarte?

— Bestimmt!

— Adieu, Sie dürfen mich nicht weiter begleiten!

— Adieu, L. L.!

Sie nickt mir noch einmal zu und ist verschwunden!

Ich zünde mir eine Cigarre an, gehe nach Hause — und zeichne, weil ich nichts zu thun habe und nicht schlafen kann, die Noten des harmlosen Abends auf.

Sie wird nicht schreiben — und morgen werde ich sie vergessen haben — denn ich bin absolut unbeteiligt und ohne alle Wünsche.

II.

Ein paar Tage vergehen. Ich habe L. L. längst vergessen. Ich flaniere durch die hellerleuchteten Straßen, lasse die Menschen mit ihren Alltagssorgen und Alltagsleidenschaften an mir vorüberziehen, werfe hin und wieder einen Blick auf ihre vergrämten und verkümmerten Gesichter und schreite langsam, gedankenlos und ihnen weit entrückt meine Straße; allmählich spinne ich mich so in mein Sinnen ein, daß ich alles um mich her vergesse und die Vorstellung gewinne, ganz für mich allein zu sein. Dann erwache ich gleichsam wieder und schrecke zusammen in dem hellen Bewußtsein, in dieser bewegten Stadt als ein müßiger Pflastertreter das Gedränge und Vorwärtsstoßen noch zu vermehren. Ich neige zum Dahinleben und bin ein Verächter der Arbeit. Ich empfinde auch mit einem leisen Humor diese braven Leute, deren Weisheit

lehrt, daß man durch Arbeit gesundet. Wenn es mir schlecht geht, wenn ich innerlich leide, dann giebt es für mich nur das eine Heilmittel: absoluter Müßiggang.

In dieser Verfassung bin ich jetzt; ich stehe an einem Wendepunkt des Lebens; mein Schicksal hat mit mir Fangball gespielt. Innere und äußere Sorgen zehren mich auf und zernagen mit spitzen, scharfen Zähnen mein Lebensmark in der Maienblüte der Jahre, wie es so wunderschön heißt. An jenem Abend, wo ich L. L. traf, nahm ich die Begegnung als eine Art von Ablenkung. Ich wollte in dieser Sommernacht vergessen. Ein übermütiger Versuch, auf den der Katzenjammer pünktlich gefolgt ist. Am Tage zuvor hatten mich Frau und Kinder verlassen, um Verwandte, die am Rhein wohnen, aufzusuchen. Wie ein Erlöster hatte ich aufgeatmet. Ich darf gar nicht zurückdenken an all die feindseligen Stunden zwischen ihr und mir. Wie zwei bis an die Zähne bewaffnete Krieger hatten wir uns gegenübergestanden und unsere Kräfte an einander gemessen. Wir hatten beide diese Trennung als eine Notwendigkeit empfunden, wenn wir an den ewigen Reibungen nicht verbluten sollten. Ich habe die Empfindung, daß sie mich auf ihre Art geliebt

und, ohne sich dessen bewußt zu sein, systematisch zu Grunde gerichtet hat. Sie denkt gut bürgerlich, während ich zigeunerhaft bin. Sie hat von sich aus unbedingt recht! Ich tauge zur Ehe wie die Faust auf das Auge. Ich bäume mich gegen alles auf, was Eheregel ist. Ich mache ihr unbedingt das Leben sauer, wenn ich die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht mache. Ich bin launenhaft, denn ich leide unter meiner jammervollen äußeren Lage, die mir die innere Ruhe und Arbeitsfreudigkeit raubt. Ich leide, weil ich unstät, gehetzt und im peinvollen Zwange dieser Verhältnisse nicht gestalten kann, was mich bewegt. Ich bin aufbrausend und heftig, weil ein Wort von ihr, eine Mahnung, ich sollte mich fügen und weltklug gegen die sein, die das Heft in den Händen haben, mich verletzt und verbittert. Ich kann nicht weltklug sein. Ich habe das Blut meines Vaters, der den Kopf hoch trug und bis zum letzen Atemzuge um diese armselige Existenz gerungen hat. Aber als wir ihn zu Grabe trugen und an der aufgeworfenen schwarzen Erde weinten, da hatten wir — ich hatte einen Trost: Hier wird einer ruhen, der nicht um Haaresbreite wich von dem, was er für gut und anständig gehalten, einer von unbeugsamem, herr-

lichem Stolz. Ich weiß es, die Rasse ist im Aussterben und paßt nicht in diese Welt — und ich weiß, daß ich nur den harten Kopf von 'meinem Vater habe. Denn neben seiner Gradsinnigkeit besaß er die Güte. Frau und Kinder waren ihm alles und entschädigten ihn für alle Leiden und Bitternisse. Ich habe meine Kinder lieb und sehne mich nach ihren Engelsköpfen; ich werde weich beim Anblick ihrer Unschuld. Ich habe Angst in dem Gedanken, daß ein früher Tod mich hinwegraffen könnte, und daß sie verwaist und elend, gestoßen und gepufft, auf das Mitleid fremder Menschen angewiesen sein könnten. Ich bin so mürbe und wunschlos, daß ich den Tod nicht fürchte. Um der Kinder willen bete ich um mein Leben. Zu Gott? Nein. Wenn Gott ist, so ist er ohne Barmherzigkeit und steht jenseits von Gut und Böse. Und trotz alledem vermag ich es, für mich allein zu leben, ihrer holden Jugend zu entsagen. Ja, ich sehne mich nach einsamen Stunden.

III.

Berlin, den 11. 7.

Wenn es Ihnen recht ist, so können wir uns morgen Abend 7 Uhr am Bahnhof Friedrichstraße wiedersehen. Urlaub aber nur bis 10 Uhr. Bei schlechtem Wetter brauchen Sie mich selbstverständlich nicht zu erwarten. L. L. 99. Postamt 30.

Und noch einen andern Brief bringt die Post, dessen Handschrift mir bekannter ist. Er hat kleine, feine Lettern, die mir wehe thun. Ich habe Angst, ihn zu öffnen. Langsam geschieht es. Auch er enthält nur wenige Zeilen.

Lieber Freund!

Ich war in den ersten Tagen so leidend und erschöpft, daß ich Dir nicht zu schreiben vermochte. Meine Verwandten sind erschreckt von meinem Aussehen. Ich hoffe, mich hier

mit den Kindern langsam zu erholen. Die Kleinen grüßen Dich, und ich schließe mich ihnen an. Dorothea.

Mich fröstelt. Ich höre den Vorwurf heraus, obwohl sie, wie es ihre Art ist, ihn nicht direkt ausgesprochen. Ich sehe ihr blasses Gesicht mit den schmalen Lippen und den stahlgrauen Augen, die im Zorn aufleuchten; ihre dünne Nase, deren Flügel beben. . . .

Bei schlechtem Wetter bin ich frei.

Ich muß ein wenig lächeln.

L. L. hat mich also nicht vergessen. Was soll mir das!

Die Portiersfrau klopft leise und bringt mir mein Frühstück und das Morgenblatt herein.

Der Kaffee ist furchtbar, aber die Person lächelt so versöhnlich milde, daß ich jeden Tadel unterdrücke.

Ich schlage die Zeitung auf und lese, daß wieder ein neuer Dichter entdeckt ist. Er ist im Jünglingsalter gestorben, und sein Kritiker vergleicht ihn mit Heinrich von Kleist. Daß der Ärmste das nicht erlebt hat! . . . Und gleich mit Kleist.

Ich kenne des Verstorbenen Werke nicht; aber

ich bin gegen so thörichte Superlative. — Kleist . . . es klingt beinahe wie Leichenschändung!

Ach, die ganze Litteratur nnd Poeterei! Wie viel Hoffnungen und Illusionen trägt man zu Grabe. Es wird auf einem herumgehämmert, als hätte man Nerven von Eisen. Jeder kleinste Zeitungsschreiber wird zum überlegenen Richter. Ich muß in der Erinnerung lachen, wenn ich an die Anfänge meiner Schriftstellerlaufbahn zurückdenke. Wie unantastbar war mir damals das Zeitungswort! Denn die, die zu Gerichte ,saßen, so bildete ich mir ein, mußten Männer von tiefster Bildung, feinstem, künstlerischem Geschmack und unerschütterlicher Gerechtigkeit sein.

Gut, daß so frivole Gedanken Jahre hinter mir sind. Es liegt mir fern, bitter zu werden. Man hat kein Recht, ihnen zu zürnen. Es sind arme Teufel, die man nicht schelten darf. Galeerensklaven, die Frohndienst thun; schiffbrüchige Existenzen zumeist, die an dem Leben hart genug zu knabbern haben.

Mein Blick fällt wieder auf L. L's Brief.

Eine gute Seele, die hofft. Wenn in Bezug auf mich, so ist sie meines Mitleids sicher; denn ich habe nichts mehr zu geben. Wolle Gott, daß es

um sieben Uhr wettert und stürmt, dann sind L. L. und ich aus dem Dilemma.

Ich kann nicht arbeiten. In mir ist seit den Tagen meines Alleinseins eine ewige Unruhe.

Die Vergangenheit verfolgt mich wie ein Gespenst. An all die Szenen muß ich zurückdenken, an diesen ewigen Kampf mit ihr, in dem meine Kräfte lahm gelegt wurden, und der aus den erbärmlichsten Ursachen regelmäßig entstand. Hundert und einen Tric hatte sie. Und wenn ich glaubte, ich hätte ihr nach allen Regeln der Logik und Vernunft ihr glattes Unrecht bewiesen, so bekam sie einen jener Anfälle, vor denen mir noch in der Erinnerung angst und bange wird. Sah ich sie dann in dem jammervollen Zustand einer gesteigerten Erregung, so hatte sie ihren Zweck erreicht. Jetzt war es gleichgültig, ob ich im Recht oder Unrecht gewesen war — ihr leidender Zustand machte alles wett und mich zum Schuldigen.

Sie verstand es, mir in all den Jahren die Suggestion zu geben, als ob ich sie um ihr Lebensglück geprellt hätte. Wollte ich aber meine Ketten von mir werfen und bei Nacht und Nebel auf und davon gehen, in meine Freiheit und Ungebundenheit zurück, so schnürte mir die Angst die Kehle zu.

Wie oft hatte sie davon gesprochen und sogar den Versuch gemacht, sich ein Leids anzuthun, weil sie, trotzdem ich sie elend gemacht, das Leben ohne mich nicht ertragen konnte. Das hatte mich in der Seele erschüttert. Wenn ich sie von ihrem unsinnigen Vorhaben zurückgebracht und sie mit allen erdenklichen Mühen beruhigt hatte, so schlang sie wohl ihre Arme um mich und fragte mich mit angsterfüllten Augen, ob ich sie auch liebte. Dann habe ich regelmäßig ja gesagt, und ich glaube wirklich, daß in diesem Gefühl der Sorge und in der Erkenntnis, daß ich meiner ganzen Natur und meinem Wesen nach ihr nicht so viel zu geben vermochte, wie es wohl eines braven Ehemenschen Pflicht ist, etwas von innigem Empfinden gelegen hat. Es war aber vielleicht auch jener geheime Zusammenhang vorhanden, der selbst in einem schlechten Eheleben besteht, und der in tausend nicht mit Worten erklärlichen Ursachen seine Wurzel hat. Denn wie hätte ich nach solchen Stunden des Hasses und der Erbitterung gütig gegen sie sein können. So blieb ich bei ihr, weil mir vor einem Zusammenbruch bangte. Was sollte geschehen, wenn sie in einem Augenblick des Wahns für immer davon ging und gar die Kleinen mit sich nahm. Ich glaube, Tag

und Nacht und Nacht und Tag würden meine Engelsköpfchen mich verfolgen, mich um den Verstand bringen und langsam zu Tode martern. Ich suche mir über mein Verhältnis zu ihr klar zu werden. Ich lasse die thörichte Schuldfrage völlig beiseite. Ich muß um meinethalben die inneren Gründe sehen, aus denen alles so kommen mußte. Ich brauche diese Klarheit um meiner Selbsterhaltung willen; denn so einfach ist es doch nicht, daß zwei Menschen, die einmal an ihre Neigung glaubten, sich schließlich das Leben zur Hölle machen. Ich möchte versuchen, die Zahlen zu finden, aus denen sich diese Endsumme ergab. Ich habe es bereits gesagt, daß ich ein selbstherrlicher Mensch bin, der schon in dem Gedanken, daß man ihm seine persönliche Freiheit antasten könne, leidet. Jeden Zwang, jeden Versuch eines Zwanges empfinde ich wie einen Gewaltakt. So war ich von Kindheit an, und deshalb wurde für mich die ganze Schule zu einem einzigen Martyrium, einem ewigen Konflikt mit den Lehrern, gegen deren Oberherrlichkeit ich mich auflehnte. Wie oft hat man mir den liebevollen Rat erteilt, die Anstalt zu verlassen, und welche Sorgen habe ich meinem Vater bereitet, wenn diese beständigen Klagen über mich einliefen.

Hätte ich nicht meinen alten Direktor gehabt, wer weiß, wo ich gestrandet wäre. Aber merkwürdig, dieser Mann, den keiner der Schüler wegen seines schroffen Auftretens recht leiden mochte, vor dem selbst die Lehrer eine gewisse Scheu hatten, weil er sie nicht selten den Vorgesetzten fühlen ließ, dieser Mann begriff mich.

Und damit bin ich bei dem Punkte angelangt, von dem in meinem Eheleben so viel Unglück ausging. Sie hatte keine Achtung vor meiner Natur, sie begriff mein Wesen nicht. Sie wünschte, daß ich nur für sie und das Haus lebte und war in ewiger Bitternis, daß ich sie vernachlässigte, daß ich anders sei, wie andere Ehemänner. Mit hundert kleinen Mittelchen versuchte sie mich dermaßen unter ihren Einfluß zu bekommen, daß ich auf die Außenwelt verzichten sollte. Sie kam allmählich in eine krankhafte Eifersucht auf jeden, der mir nahe stand; sie hatte einen schlecht unterdrückten Haß gegen meine Familie und war argwöhnisch gegen meine Freunde. Sie wollte mich ganz an sich und unser Haus fesseln, und gerade dadurch erreichte sie das Gegenteil. Ich sah in ihr meinen Aufpasser und in meiner Häuslichkeit eine Art von Gefangenenzelle. Ich war so absolut daran gewöhnt zu thun

und zu lassen, was mir gut dünkte, daß ich mich plötzlich einem unerträglichen Eingriff in meine Rechte gegenübergestellt sah. Gab ich ihr dann nicht nach, so war sie die Beleidigte, die Tage lang kein Wort sprach und mich fühlen lassen wollte, daß ich sie beiseite geschoben hatte.

Heute kommen mir all diese Dinge kindlich und kläglich vor, und doch weiß ein jeder, daß nur aus so armseligen, jämmerlichen Kleinigkeiten die Reibungen im Alltagsleben entstehen. Es kam noch ein anderes hinzu: ich fühlte mich in meinem Hause unbehaglich: es ging ihr die Charme ab, für jene Wohligkeit zu sorgen, durch die man in seinen eigenen Wänden sich erst heimisch fühlt. Sie hatte einen harten Schädel, stammte sie doch mütterlicherseits von einer hugenottischen Emigrantenfamilie, während ihre väterlichen Vorfahren pfälzische Bauern waren, geizig und verschlagen, die nach unsäglich harter Arbeit zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt waren. So suchte sie ihren Willen über den meinen zu stellen; und wenn dann Wille gegen Willen stand, so wuchs daraus Haß und Zorn. Doch mag es auch so gewesen sein, daß in ihr ursprünglich eine wahre und starke Neigung für mich lebte, und daß sie erbittert durch

meine Art und in der beständigen Angst, mich zu verlieren, fortwährend auf der Lauer lag.

Ich vergesse einen Moment nicht. Sie hatte unter qualvollen Schmerzen meinem Sohne das Leben gegeben. Totenbleich lag sie in dem weißen Linnen, und mit ihrer feuchten, kalten Hand zog sie mich zu sich nieder. Ihre grauen Augen waren weit geöffnet und hatten einen flehenden Ausdruck. — Vielleicht sterbe ich, sagte sie leise, aber wenn ich lebe, so versprich mir, daß Du von jetzt ab zu mir gut sein wirst.

Das that ich, wie man einem kranken Kinde den Willen thut. Aber als ich das Zimmer verließ, schlug ich mich vor die Stirn und fragte mich, in welchen Wahnideen dieses arme Geschöpf lebte, das offenbar alles Unheil und allen Grund zum Gram allein in meinem Wesen fand. Ich mag nicht an all die Scenen denken, die dann folgten, bis der Konflikt sich so verschärfte, daß ein Zusammenleben nicht mehr möglich war. Es sollte nach ihrer Ansicht nur eine Trennung für ein paar Wochen sein, während es mir doch klar war, daß es ein Abschied für immer sein mußte. Und nun liegt ein neues Leben vor mir, ein Leben der Resignation.

Ich will arbeiten — für meine Kinder arbeiten — und sonst — Gott weiß, was ich sonst noch will. Ich komme mir so wunschlos vor, wie ein Stück abgestorbenen Bodens, auf dem nichts mehr wachsen will.

IV.

Es ist sechs Uhr abends.

Ich schreite über den Potsdamer Platz, wo das Gewimmel der Menschen und das Gedränge der Wagen für Augenblicke den ganzen Verkehr zum Stocken bringt. Es ist ein wundervoller Anblick brausenden Großstadtlebens.

Mit verschränkten Armen bleibe ich einen Moment stehen, um mich an dem bunten Wechsel der Gestalten und Wagen zu weiden.

Langsam biege ich dann in die Leipziger Straße ein und mache vor jedem Schaufenster Halt.

Welch eine Fülle von Pracht und welch schneidender Gegensatz der Materie! Hier Gold und Juwelen, dort schwere Seide, und da die feinsten Leckerbissen, alles dicht und bunt nebeneinander. Und an der Seite elegant gekleideter Menschen armselige, zerfetzte Gestalten, die an diesen Quellen

des Reichtums erbittert und fluchend vorübergehen. Ich kann es mir so gut vorstellen, wenn ein armer Teufel die Hände ballt, und wenn bei hungrigem Magen in seinem kleinen Hirn unselige Gedanken wachsen. Ich kann es mir vorstellen, wenn er dann in seines Herzens Einfalt sich an verwegenen Wünschen berauscht und ideenflüchtig wähnt, die Welt von ihrem Jammer befreien zu können. Solch Hungerwahnsinn ist ja so begreiflich.

Ich werde meine lästigen Grübeleien bald los, der warme Abend und dies einzigartige Gedränge versetzen mich in eine grundlose Heiterkeit.

Nun werde ich doch L. L. wiedersehen. Ich fühle es, Gott will es! Wir werden ein bis zwei Stunden vergnügt miteinander plaudern und uns wie zwei gute Bekannte trennen, die sich zufällig getroffen und gemeinsam einen Abend verlebt haben. So soll es sein.

Es ist Schlag sieben, als ich am Friedrichsbahnhof angelangt bin. Und richtig, da steht sie in einem flatternden, weißen Gewande und nickt mir leise zu.

— Es ist sehr unangenehm, hier zu warten, sagt sie, ich dachte schon, Sie könnten sich verspäten, oder am Ende gar nicht kommen.

Dabei lachte sie schelmisch auf, als ob sie im

Grunde ihrer Seele diesen Verdacht für ganz überflüssig hielte.

— Und wie ist Ihnen der Abend bekommen? frage ich statt jeder Antwort.

— Ich hatte Glück, antwortet sie, der Vater war nicht zu Haus und die Mutter in guter Stimmung. Sie hat an meine Freundin geglaubt. Wenigstens that sie so.

Langsam schlendern wir die Straße entlang. Sie hat in ihrem Gange etwas, was mich besticht. Sie ist ganz gewiß nicht hübsch, wenigstens nicht im gewöhnlichen Sinne. Aber sie besitzt Grazie, das ist sicher, und dann, soviel habe ich heraus, steckt in ihr eine feine Mischung von Frohsinn und Ernst.

Wir überlegen, was wir nun anfangen sollen. Eine kleine Strecke Wegs gehen wir, ohne Worte zu machen, nebeneinander. Mir ist es ein gutes Gefühl, sie an meiner Seite zu wissen. Sie hat etwas Beruhigendes und Gütiges, als ob es in ihrer Nähe keinen Sturm und keine Leidenschaften geben könne. Sie muß das Zeug in sich haben, eine gute Kameradin zu sein.

Auf einmal lacht sie hell auf.

— Sie sind ja recht unterhaltend, sagt sie, das kann unter Umständen einen gemütlichen Abend

geben. Sie und ich im tiefsten Grübeln. Zusammensein zu dem Zwecke, daß einer den anderen nicht stört.

Ich gehe auf ihren scherzhaften Ton ein und meine, daß das einmal etwas anderes wäre. Die Menschen sprächen im allgemeinen überhaupt zu viel und nähmen den Dingen durch ihren Wortschwall den feinsten Reiz.

Sie sieht mich etwas betroffen an, und ein nachdenklicher Zug geht über ihr Gesicht.

— Ich werde ganz still sein, den ganzen Abend über, beteuert sie ernsthaft.

Auf den Straßen werden jetzt die Gaslaternen entzündet, und ihr gelbes Licht mischt sich aufdringlich in den noch hellen Sommerabend.

Ohne es zu wissen, sind wir allmählich in den Tiergarten gekommen und dem Gedränge der Menschen entzogen.

— Wohin gehen wir nun wirklich? frage ich sie.

— Dahin, wo möglichst wenig Leute sind, wo es still ist, wo man etwas von einander hat.

— Dann giebt es nur eins, wir müßten zurück und irgenwohin ins Freie fahren.

Sie schüttelt den Kopf.

— Es geht nicht, Urlaub bis zehn Uhr, daran ist nicht zu rütteln und zu rühren.

3

Charlottenhof liegt vor uns, und ohne uns zu besinnen, treten wir ein.

Wir haben Glück, der Garten ist ziemlich leer, und an einem Tisch, der abseits liegt, nehmen wir Platz. Der Kellner bringt die Speisekarte.

— Und was ißt das Fräulein?

Sie sei von Mittag her noch völlig satt, beteuert sie lebhaft.

— Wenn Sie etwa meinen, daß ich Ihnen etwas voressen werde, und wenn Sie das Gemütlichkeit nennen, so sind Sie in einem kleinen Irrtum. Mitgefangen, mitgehangen!

Sie sieht mich mit guten Augen an.

— Ich bin nicht für das Hängen, meint sie.

Inzwischen bringt der Kellner einen leichten Moselwein. Ich gieße die Gläser voll, wir stoßen an und trinken auf unser Wohl.

— Wissen Sie, wie man in Schweden trinkt? frage ich.

— Nein!

— Jedes nimmt sein Glas in die Höhe und sieht dem andern fest ins Auge. Dann sagt man **skaal**, was zu deutsch Wohlsein heißt, und blickt sich wieder an, ehe man sein Glas hinsetzt.

— Das ist nett, trinken wir also nach schwedischer Art.

— Skaal! . . . — skaal!

— Sie müssen mich ganz fest dabei ansehen. So, jetzt dürfen Sie ihr Glas wieder hinstellen.

Sie wird ein wenig rot. Aber nach einer kleinen Pause:

— Wie glücklich sind die Menschen, die in fremde Länder kommen.

— Sind Sie noch nie fort gewesen?

Sie sieht mich verwundert an und schüttelt den Kopf.

— Wir sind kleine Leute, sagt sie, die vergnügt sind, wenn sie sich recht und schlecht durchschlagen. Zum Reisen langt es nicht. Ich könnte das auch schließlich entbehren, fährt sie fort, wenn es bei uns zu Hause nicht wie in einem Gefängnis wäre. Der Aufseher ist der Vater, der immer streng und finster ist, ein Schwarzseher, wie er im Buche steht. Wenn er in der Pferdebahn sitzt, sagt er es Ihnen mit Todessicherheit voraus, daß in den nächsten fünf Minuten das Pferd stürzen wird. Er wittert überall Unheil und hält auf seine Hausherrnwürde. Wissen Sie, unterbricht sie sich lachend,

man könnte sagen, er hat etwas Königliches, er beißt ein wenig die Majestät heraus. Die Mutter, mein Bruder und ich sind die Gefangenen. Die Mutter findet das ganz in der Ordnung. Sie hat sich in all den Jahren daran gewöhnt, Vaters Worte wie das Evangelium aufzufassen. Vater hat es gesagt, das ist ihre letzte Weisheit. Mein Bruder, der Ingenieur wird, steht ganz unter Vaters eiserner Faust, bloß ich streike. In mir ist so viel Widerspruch gegen alle Härte. Man kann mit mir machen, was man will, wenn man gütig ist, aber gegen so tyrannische Art wehre ich mich. Ich schwätze Ihnen da Dinge vor, die Sie langweilen. Skaal, Herr Doktor!

— Skaal, mein Fräulein. Aber Doktor bin ich nicht.

— Schade, sagt sie, es klingt so hübsch.

— Wie kommt es, nehme ich den Faden wieder auf, daß Sie, die Sie mir von Natur gütig zu sein scheinen, so hart über ihren Vater urteilen; es ist doch das schöne Recht der Kinder, den Eltern gegenüber kritiklos sein zu dürfen.

Sie wird ein wenig nachdenklich.

— Er hat einmal von mir verlangt, daß ich abbitten sollte, wo ich im Rechte war, und weil ich

das nicht konnte, schlug er mich. Von dem Tage an habe ich seine Art mit geschärften Augen angesehen, nicht aus Vorsatz etwa, sondern aus einem inneren Zwange heraus. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich ausdrücke, ob Sie mich verstehen. Mein Vater ist sicher ein seelenguter Mann, von einem äußeren Rechtsbewußtsein und Ehrgefühl, vor dem man Respekt haben muß.

Ich blicke interessiert auf, ihre Art der Charakteristik fesselt mich, wer hätte dem Fräulein so viel Nachdenklichkeit zugetraut. — Sie sprechen von einem äußern Rechtsbewußtsein, und ich schließe daraus, sage ich langsam, daß Sie ein inneres vermissen.

Sie verschränkt ihre Arme und schlägt die braunen Augen groß auf.

— Ich möchte nicht zu viel sagen, entgegnet sie zurückhaltend. Ich sehe darin einen Mangel, fährt sie ruhig fort, daß ein Mensch seine Persönlichkeit in allem und jedem voran stellt und die Natur der andern so ganz unterdrücken will. Meine Mutter ist mit den Jahren ein willenloses Geschöpf geworden, das überhaupt kein Urteil und keine selbständige Auffassung über Menschen und Dinge hat. Bei mir ist der Vater gescheitert,

und mein Bruder ist ein junger Bursche, der sich schon auf sich besinnen wird.

Ich bin durch ihre Äußerungen tief betroffen, und in der Erinnerung an persönliche Erlebnisse, die noch wie frische Wunden bluten, gebe ich ihr unrecht.

— So einfach liegt die Sache denn doch nicht, meine ich. Das ist ein Problem, das Sie und ich heut Abend nicht mehr lösen werden, zumal Sie nur bis zehn Urlaub haben.

— Ich will fünf Minuten zugeben, wenn Sie mir Aufklärung schaffen.

Sie sagt das mit einer sanften Ironie und betrachtet mich dabei forschend.

— Wenn das so leicht wäre. Ich bin der Ansicht, daß es Menschen giebt, und es sind das keineswegs die schlechtesten, die ihrer ganzen Anlage nach sich durchsetzen müssen. Und ist eine Frau klug und gütig, und hat sie den Mann, der so geschaffen ist, von Herzen lieb, denn darauf kommt schließlich alles an, mein Fräulein, so giebt es für sie gar kein größeres Glück, als in ihm aufzugehen. Ja, ich gehe noch weiter, sie findet erst die Erfüllung, wenn sie auf sich selbst verzichtet. Und dann, Güte weckt wieder Güte. Zwei Menschen finden sich im letzten und besten Verstehen.

— Ich kann mit Ihnen nicht recht mit, erwidert sie einfach. Mir kommt es so vor, als ob Sie an einen bestimmten Fall denken, wie ich von einem solchen ausgegangen, und am Ende liegt dazwischen wie in allen Dingen eine gute, goldene Mittelstraße. Mein Einwand war nur dagegen gerichtet, daß von dem einen Teil so gar nichts übrig bleibt, daß er so völlig mit fremdem Inhalt angefüllt ist. Wenn der Inhalt dann wenigstens gut wäre!

Der Kellner bringt das Essen.

Die Messer und Gabeln klirren leise, und dazwischen schlürfen wir unsern leichten Mosel und denken über unser seltsames Gespräch nach.

Die Luft ist milde, und das hereingebrochene Dunkel thut uns wohl.

Ich unterbreche das Schweigen:

— Sie plaidieren für die Selbständigkeit, und Sie selbst, glaube ich, hätten die höchste Begabung, sich hinten an zu setzen und ganz in einem anderen aufzugehen. Irre ich nicht, so wehren Sie sich mit Worten gegen das, was Ihre innerste Natur ist.

Eine leichte Röte tritt auf ihr Gesicht.

— Vielleicht haben Sie recht, und ich wehre mich gegen das, was ich wie ein Schicksal fühle. Aber

er müßte anders sein, wie mein Vater, gradsinnig und ein wirklich reicher Mensch.

Ich frage mich im Innern, ist das die Nämliche, die erst wenige Tage vorher zu mir von ihrer ehemaligen Schwärmerei für einen Weltradfahrer gesprochen hat?

Mit einem feinen Spürsinn scheint sie zu ahnen, was in mir vorgeht; denn mit einer sicheren Bestimmtheit, die keinen Widerspruch zuläßt, kommt sie mir zuvor.

— Ich weiß, woran Sie denken. Aber das sind Dinge, die, so meine ich wenigstens, gar nicht so weit von einander liegen.

— Lassen Sie uns Frieden machen.

— Skaal, L. L.!

— Skaal, mein Herr!

— Wie heißen Sie eigentlich?

— Marianne Delius.

— Wie fremd die beiden Namen zu einander stehen, und mit L. L. haben sie schon gar nichts gemein!

— Gar nichts, erwidert sie.

— Marianne klingt gut und einfach, aber Delius, möchte ich sagen, hat etwas Verwegenes. Finden Sie nicht?

— Ja, wenn man über Namen überhaupt so etwas sagen kann.

— Und doch paßt der Name gut zu Ihnen. Sie sind Marianne, und Sie sind auch das Fräulein Delius, mit dem Zuge nach dem Unbekannten, dem Geheimnisvollen.

— Ich fürchte, da irren Sie. Sie sehen mit den Augen des Schriftstellers etwas, was in Wirklichkeit nicht vorhanden ist.

— Kann sein! Und haben Sie recht, so ist es kein leichter Vorwurf gegen den Künstler, der doch die Dinge nur so sehen soll, wie sie sind, schlicht, einfach und wahrhaftig.

Mir ist es, als ob sie bei diesen Worten kaum merklich erschauert, und als ob in ihre Augen ein feines Leuchten tritt.

Mit beherzter, aber tiefer Stimme entgegnet sie: — Ich bin anderer Ansicht. Ich meine, es muß etwas geben, das über dem Leben steht, über die Wirklichkeit hinaus klingt.

Darauf schweige ich.

— Sie finden das gewiß recht dumm, gelt?

— Im Gegenteil! Sie fühlen etwas unbedingt Richtiges, aber Sie drücken es nach meinem Dafür-

halten falsch aus, weil Sie von einer irrigen Voraussetzung kommen; denn das, was schlicht und wahr ist, Sie dürfen es mir glauben, Fräulein Marianne, trägt schon in sich alles das, wonach Sie sich sehnen.

Wir sehen, wie die Menschen sich plötzlich erheben, und dadurch merken wir erst, daß es leicht vom Himmel rieselt. Wir bleiben sitzen und lassen den feinen Sprühregen auf uns nieder tropfen.

Ich fühle es, von ihr geht Friede aus, sie ist klar und nüchtern. Sie will und kann keine Leidenschaft wecken; sie will plaudern wie ein guter Kamerad.

Von ungefähr lege ich meine rechte Hand auf den Tisch, und sie nimmt auf ihr einen Ring wahr, der die Form eines schmalen Bandes hat.

Sie betrachtet ihn verstohlen. — Das ist mein Trauring, sage ich ruhigen Tons.

Einen Moment blickt sie mich überrascht an.

— Sie sind verheiratet? fragt sie leise.

— Ja!

Eine kleine Pause.

Ohne jede Erregung habe ich es ihr gesagt; denn ich fühle, sie ist mir so fern, wie irgend eine

gute, liebe Bekannte, zu der man über alles sprechen kann.

Und auch sie nimmt es gelassen auf, nachdem die erste kurze Überraschung sich gelegt hat. Sie stellt keine Frage an mich, sie hat einen inneren Takt, der nur vornehmen Seelen eigen ist.

Nun aber beginnt es vom Himmel zu strömen. Lachend räumen auch wir das Feld.

Mit einer spöttischen Miene notiert der Kellner das Conto, und das Fräulein und ich wenden uns dem Ausgang zu.

Sie spannt ihren kleinen Schirm auf und nimmt ohne Anstand meinen Arm. Ich fühlte sie kaum, so leicht ist sie.

Durch den Regen und die Nacht, durch die dunklen Bäume des Tiergartens gehen wir unsern Weg.

Am Brandenburger Thor erwischen wir eine Pferdebahn, die zu ihrer Wohnung führt.

Sie bittet, daß wir uns trennen, und ich erhebe keinen Einwand.

— Sehen wir uns wieder? frage ich.

— Ja! Und mich treuherzig anblickend, fügt sie beinah entschuldigend hinzu: — Mit Ihnen ist gut plaudern, und mir macht es Freude, einmal anderes

zu hören, als bei uns zu Hause, wohin kein frischer Lufthauch kommt.

— Sie schreiben mir?

— Ja!

— Gute Nacht, Fräulein Marianne!

— Gute Nacht!

Ich springe von der Pferdebahn, und der Wagen ist bald verschwunden.

V.

Mir thut der Regen gut.

Je mehr es stürmt, je stärker der Wind pfeift, und je heftiger es strömt, desto besser wird mir. Das ist das Element, das so recht zu meiner Stimmung paßt.

Ich schreite die Wilhelmstraße entlang, komme auf den Wilhelmplatz, und vor mir liegt der Kaiserhof, der mich zu einem Glase Thee noch einlädt.

Am Stammtisch debattieren die Journalisten und ein paar Musiker über die Tagesereignisse. Hinten im Spielzimmer ist das Jeu im besten Gange. Kreischende Stimmen dringen von da an mein Ohr.

Ein junger Börsenmann tritt auf mich zu.

— Für 50 Jahre Zuchthaus, die da zusammensitzen, garantiere ich Ihnen, schwere Brüder.

Ich nicke flüchtig, und mit einem: — Na, guten Abend, verläßt er mich.

So kann ich wieder meinen Gedanken nachhängen.

Das Fräulein habe ich längst vergessen, aber die Sorgen über das, was die Zukunft bringen soll und muß, stürmen von neuem auf mich ein.

Ich muß meine Sache zu Ende führen, ich weiß es; aber ich weiß auch, welche Kämpfe mir bevorstehen; denn sie ahnt ja nicht, daß es eine Trennung auf immer sein soll.

— Kellner! Zahlen!

Mir wird es in dem dumpfen Raum zu eng.

Gottlob, daß ich wieder im Freien bin. Aber draußen gießt es. Das ist kein Regen mehr, das sind Wolkenbrüche, die den Straßendamm und das Pflaster überströmen.

Ich achte dessen nicht. Ganz in Gedanken versunken, biege ich in die Leipzigerstraße, die infolge des Unwetters wie ausgestorben scheint. Auf einmal klingt ein klägliches Winseln und Stöhnen an mein Ohr. Ich sehe mich nach allen Seiten um und entdecke endlich einen kleinen, zottigen Hund, eine Art von Bastard, zusammengekauert und zähneklappernd, bis auf die Haut durchnäßt, unter einem Laternen-

pfahl. Ich trete näher, und wie mich das Tier sieht, blickt es mich in seiner Verlassenheit so gottsjämmerlich an, daß mich ein menschliches Rühren überkommt. Es hat keinen Maulkorb und friert entsetzlich.

— Hund, was ist Dir denn? sage ich gleichsam begütigend. Da wedelt er erst mit dem Schwanze und hüpft wie besessen auf mich zu, so daß mir angst und bange wird. Ich trabe weiter, und der Hund folgt mir auf Schritt und Tritt, ganz vergnügt, seinen Herrn gefunden zu haben.

Ich habe nichts dagegen. Der Hund und ich passen zu einander. Die Elenden haben eine feine Nase. Sie wittern sich.

— Komm, mein Tier, komm ruhig mit, recht hast Du, wir gehören zusammen. Es scheint, als ob er mich verstünde; denn zuweilen giebt er abgerissene Freudenlaute von sich, die offenbar sein Einverständnis bekunden. Ich schließe meine Hausthür auf, und der Hund folgt mir; aber wie er die Treppe hinaufgehen soll, fängt er von neuem kläglich zu quieken an, und ich merke, daß ihm der Atem ausgegangen ist, daß er nicht weiter kann.

— Du hast wieder recht, sage ich, Kameraden müssen zusammenhalten, und beherzt nehme ich ihn

in meine Arme. Er drückt sich in seiner furchtbaren Nässe fest an mich, daß mir nicht ganz wohl dabei wird. Was thut's! Der Schlüssel knarrt, und wir treten in die dunkle, verlassene Wohnung. Ich lasse ihn vorsichtig hinunter, und jetzt stößt er ein leises Freudengeheul aus. Nun zünde ich ein Licht an und betrachte ihn beim hellen Schein. Er ist von einer furchtbaren Häßlichkeit, mager wie ein kleines Gerippe; sein schwarzes, zottiges Fell verbessert nicht gerade den Eindruck. Dabei schillern seine braunen Augen ins Grünliche, daß mir angst wird, aber ich fasse mir ein Herz und sage: — Treten Sie näher, Herr Kollege, und sehen Sie sich meine Bude etwas genauer an.

In einer plötzlichen Laune entzünde ich all die bleichen Gasflammen in meiner Wohnung und führe ihn in mein Arbeitszimmer, in dem ich seit Monaten keine Feder mehr berüht habe.

Er klappert mit den Zähnen, aber er betrachtet offenbar mit sichtlichem Interesse mein milieu.

— Bitte, treten Sie hier herein, sage ich freundlich auffordernd, das ist mein Eßzimmer, wo mir der Bissen oft in der Kehle stecken geblieben ist. Und jetzt rechts die Thür, wenn ich bitten darf! Er folgt mir demütig in unser Schlaf-

zimmer. Hier habe ich die Nächte mit all den Sorgen und quälenden Gedanken verbracht, hier haben wir ausgeruht, wenn wir so einen frohen Tag hinter uns hatten. Ich sage Ihnen, lieber Bruder in Christo, das waren wundervolle Nächte!

Er hört mit beängstigender Aufmerksamkeit zu, und in der Stille der Nacht klingen mir meine eigenen Worten wie ein unterdrücktes Hohngelächter.

— Wenn's gefällig, treten wir wieder ins Eßzimmer, lieber Doktor. Die fünf Flammen der großen, schwarzen Krone verbreiten eine unheimliche Helle, und ich und der Hund stehen eine kurze Weile, von dem Lichtschein übergossen, still und stumm da.

— Ah, sage ich plötzlich, Sie wollen weiter orientiert sein, und ich weise mit dem Finger auf eine kleine Tapetenthür. — Thut mir leid, da führe ich Sie nicht hinein. Das ist das Zimmer, wo meine Kinder gelacht, gesungen und gespielt haben.

Ich trete an das Fenster und drücke meine Stirn an die kalten Scheiben, dann setze ich mich an den ungedeckten Tisch, stütze auf ihn die Ellenbogen und lege meinen armen, ausgebrannten Schädel zwischen die Hände.

Der Hund rührt sich nicht und nimmt auf

meine Stimmung Rücksicht. So gut und klug kann nur ein Hund sein.

Ich denke an die arme Seele, mit der ich hier die bittersten Stunden verlebt habe, und auf einmal überläuft es mich kalt und heiß. Sie steht vor mir im Jacket und Hut wie an jenem Abend, wo unser Schicksal sich entschied.

Ich will nicht daran denken, aber ich bin nicht stark genug, um die Gedanken fortzujagen. Alles steht in so klarer Deutlichkeit vor mir, als wenn es sich gestern abgespielt hätte. Wir waren bei einem Bildhauer, der zwischen Johannisthal und Grünau eine kleine Villa bewohnte, gewesen, um dort den Geburtstag der Frau zu feiern. Außer uns waren noch zwei junge Ehepaare zugegen. In der Nacht kam einer auf die Kateridee — es war nach elf Uhr — man solle durch den Wald nach Friedrichshagen gehen, wo das eine der jungen Ehepaare mit gemeinsamen Freunden wohnte, und diese überfallen. Wie Künstler einmal sind, keiner widersprach, und ehe wir uns versahen, schritten wir durch die Nacht und durch den Wald. Ich weiß nicht mehr, wie spät es war, als wir vor dem Hause des ahnungslosen Freundes anlangten, in dessen Zimmer noch die Lampe brannte, da er bis

spät in die Nacht hinein zu arbeiten pflegte. Der Verführer schloß die Hausthür, und wir beschlossen, einer nach dem andern, lautlos auf den Fußspitzen in das Studierzimmer zu treten.

Ich war der erste, der hineinschlich.

In einen Schlafrock gehüllt, zwischen Büchern vergraben, saß er in seinem Arbeitsstuhl zusammengekauert. Er schien halb eingeschlafen; denn Nansens Nordlandsreise war seinen Händen entfallen und lag auf dem Fußboden.

Plötzlich stand ich wie eine Geistererscheinung still und stumm vor ihm, und unmittelbar nach mir traten die anderen mit ernster Miene ein.

Er starrte uns entsetzt mit verträumten Augen an und glaubte zu phantasieren, bis wir ihn durch ein herzhaftes Gelächter in die Wirklichkeit zurückriefen.

Das war alles ganz schön, aber nun sollte das böse Ende folgen. Es gab keinen Zug mehr nach Berlin, und man mußte uns Ruhestörern, so gut es gehen wollte, Nachtlager schaffen. Der eine wurde auf das Sofa placiert, der andere zwischen zwei Stühlen, und auf je zwei Frauen kam ein Bett. Der aus seiner Ruhe und Behaglichkeit gestörte Freund, der eine Seele von einem Menschen

ist und schon an tollen Spuk geglaubt hatte, machte gute Miene zum bösen Spiel. Bald war tiefe Stille im Hause, und alles war eingeschlafen, ermüdet von dem nächtlichen Waldspaziergang.

Sie und ich hatten uns wohl einige Sorge gemacht, daß wir die Kinder allein gelassen, aber schließlich kamen wir in unserem Leichtsinn darüber hinweg; denn was konnte ihnen passieren, da wir ja am anderen Tage mit dem ersten Zuge wieder in die Stadt fahren würden.

Der Morgen kam und mit ihm eine Überraschung. Die kleine Gesellschaft verkündete einstimmig, daß sie jetzt wieder zu den Bildhauersleuten nach Johannisthal zurück wollte, um dort das Mittagsmahl einzunehmen. Ich wollte mich verabschieden. Aber nun erklärte meine Frau plötzlich, daß sie unbedingt mitthun würde.

Ich weiß nicht, welcher Teufel ihr den Kopf verdreht hatte — sie blieb dabei.

Die Freunde, die sich auf eine kleine Ehekatastrophe vorbereiteten, warteten mit boshafter Neugier auf den Ausgang.

Ich überlegte einen Moment, was sie eigentlich leitete. Wollte sie es auf eine Kraftprobe zwischen ihr und mir anlegen? Wollte sie jenen zeigen, daß

ich unter ihren Händen mürbe geworden sei? Wollte sie eine leidenschaftliche Auseinandersetzung provozieren? Denn sie war am Abend vorher schon verstimmt und einsilbig gewesen.

Ich machte der Scene ein kurzes Ende.

— Unterhalte Dich gut, sagte ich in eisigem Ton, es liegt mir völlig fern, Dich zu stören.

Und ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte ich mich rasch. Aber auf dem Wege zur Bahn erfaßte mich eine unsinnige Wut.

Ich kam nach Hause, erbittert und erregt. Mein Töchterchen schrie gottsjämmerlich und hielt sich beständig die Hand ans Ohr. Das Dienstmädchen berichtete, daß das Kind schon seit einer Stunde über Schmerzen klagte.

Ich nahm sie auf meinen Arm und ging mit ihr zum Doktor, der ein guter Freund von mir ist, und eine halbe Stunde später war das Unglück kuriert. Das kleine Dingelchen hat auf eine ungeklärte Weise sich einen Fremdkörper ins Ohr gebracht. Zu Haus ordnete ich das Essen an in der sicheren Voraussetzung, daß sie zum Mittagbrot nach Hause kommen würde.

Ich täuschte mich. Es wurde Abend, sie kam nicht.

Die Kinder lagen längst im Bett, und ich versuchte zu lesen. Eine maßlose Erbitterung kam über mich; ich wußte, daß, wenn mir jetzt etwas in die Quere käme, ich alle meine Selbstbeherrschung verlieren würde. Dabei waren wir für den Abend in eine Gesellschaft geladen.

Ich war eben im Begriff, allein das Haus zu verlassen, als es läuteet.

Sie trat in das Zimmer, in das nämliche Zimmer, Hund, wo ich jetzt mit Dir sitze, und legte mit lächelnder Miene, die mich zu verhöhnen schien, den Hut ab.

Ich betrachtete sie mit verschränkten Armen.

Es mag sein, daß in meinem Gesicht ein Ausdruck des Hasses lag, der sie reizte; denn bevor ich noch ein Wort gesprochen hatte, sagte sie plötzlich mit einer Stimme, die etwas Zitterndes hatte:

— Sie fanden alle Dein Benehmen einfach empörend. Man hat mir zugeredet, zum Zwecke Deiner Erziehung mit den Bildhauersleuten noch ins Apollotheater zu gehen. Nur der Kinder wegen bin ich . . . . .

Ich ließ sie nicht ausreden. Ich packte sie am Handgelenk, daß sie aufschrie.

Ich weiß, daß ich meiner Sinne nicht mehr

mächtig war. Ich hatte den Tag über nichts gegessen und war durch all die Zwischenfälle wie geladen.

— Zu meiner Erziehung ins Apollotheater!? Und nun vergaß ich mich völlig.

— Du Canaille, schrie ich wie außer mir, und ich schleifte sie durch das Zimmer. Hörst Du, Hund, durch dieses Zimmer.

Welch böse Worte wir uns nun gesagt haben, weiß ich nicht mehr, will ich nicht mehr wissen, aber sie schrie auf einmal gellend auf, daß unsere kleine Engländerin bleich und blaß hereingestürzt kam.

Sie glaubte, ich wollte die gnädige Frau morden, und sie müßte die Hausbewohner alarmieren. Meine Frau gab ihr, halb ohnmächtig, die Weisung, den Herrn, der eine Treppe über uns wohnte, zu rufen.

Sie war dazu willens. Ich aber ließ die Gnädige eine Sekunde los und sah das Mädchen mit einem Blick an, daß es nicht wagte, die Thür zu verlassen.

In diesem Moment hatte meine Frau von dem gedeckten Tisch ein Messer genommen, das ich ihr mit einer schnellen Bewegung entriß.

Nun brach sie zusammen in einen erschütternden

Weinkrampf, und indem ihr Gesicht einen vergrämten Ausdruck bekam, der mir in die Seele schnitt, schluchzte sie beständig: — Ich muß fort von hier, ich kann hier ja nicht länger bleiben.

Plötzlich erhob sie sich, öffnete mit einer schnellen Bewegung die Fensterflügel und beugte sich weit hinaus.

Ich riß sie an ihrem Kragen zurück.

Das Dienstmädchen fing nun ebenfalls zu schreien und zu heulen an.

In diesem Augenblick klingelte es draußen.

Meine Frau wollte zur Thür stürzen, aber ich hielt sie zurück.

— Du rührst Dich nicht von der Stelle, sagte ich bebend, es kann da draußen schellen, so viel es will!

Wir standen uns gegenüber und sahen uns an mit den Augen des Hasses. Wir wußten, es kam jetzt nur darauf an, wer von uns beiden der Stärkere sei.

Langsam schleppte sie sich zum Schlafzimmer und riß ihren Sohn aus erstem Ehebett aus den Kissen, und das noch verschlafene Kind an sich pressend, rief sie jammervoll: — Fritzel . . . Fritzel, wir müssen fort von hier, wir können hier

nicht länger bleiben, noch in dieser Nacht müssen wir fort, Fritzel!

Der Bube, den ich lieb hatte, als wäre er mein Fleisch und Blut, sah mich mit verstörten Kinderaugen an, und nun völlig erwacht, zitterte er an seinem kleinen Körper, und in Thränen ausbrechend rief er: — Vatel, Vatel, sei doch gegen die Mutter nicht so schlecht.

Sie hob das Kind in die Höhe, und indem sie mich wild anblickte, sagte sie zu ihm: — Du sollst nicht zu ihm Vater sagen, er hat uns nicht lieb, er tritt deine Mutter mit Füßen.

Von neuem packte sie der Weinkrampf, und den entblößten Knaben in eine Decke hüllend, legte sie ihm auf das Sofa, hier auf dies Sofa, Hund, und setzte sich neben ihn mit gerungenen Händen; und mit angsterfüllten Augen hieß sie dem Mädchen, sich an ihre andere Seite zu setzen.

— Du mußt bei mir bleiben, sagte sie im Flüstertone, der ist zu allem fähig!

Das Kind schrie, sie schluchzte unaufhaltsam, die Engländerin weinte bitterlich, und ich stand wie ein Irrsinniger vor dieser Gruppe und wußte nicht, ob mein Schädel noch auf dem alten Flecke saß.

Nur zuweilen wiederholte sie die Worte: Fritzel, Fritzel, wir müssen fort von hier, um jeden Preis. Wir stehen ihm im Wege, er will uns los sein, sonst martert er uns langsam zu Tode. Und außer sich rief sie dann: Seine Kinder soll er behalten. Ich mag sie nicht, aber dich nehme ich mit. Und in leisem Ton: Wir beide gehen dahin, wo es tief und schön ist.

Und nun erhob sie sich und trat dicht vor mich hin: — Du sollst mich hinaus lassen, sagte sie, ich will Dich nicht länger hindern, freiwillig gehe ich, hörst Du, ich gehe freiwillig!

Ich vermochte in diesem Augenblick nicht zu entscheiden und vermag es auch heute noch nicht, was bei alledem Wahrheit, was Krankheit, was Berechnung war. Aber, daß sie das Kind gegen mich ausspielte, schürte mein Inneres noch mehr auf, und während es in mir kochte, sagte ich in kaltem Ton: — Du wirst Dir die Geschichte überschlafen. In Nacht und Nebel geht man nicht davon.

— Fritzel, er läßt uns nicht, der Hund läßt uns nicht, schrie sie gellend auf und wandte sich von mir ab.

Bei diesen letzten Worten trat mir das Blut bis zu den Haarwurzeln.

Ich hob meine Faust in die Höhe, aber wie mein Auge das des Kindes traf, in dem ein Ausdruck lag, den ich nie, nein, nie vergessen werde, da fühlte ich mich ohnmächtig und ließ die Hand schwer sinken.

Sie hatte vor der erhobenen Faust und meinem zornigen Auge instinktiv sich geduckt, jetzt kniete sie vor dem Kinde nieder, und mit herzerschütternder Stimme sagte sie: — Fritzel, was haben wir gethan, was haben wir verbrochen, daß es uns so gehen muß. Ach mein armes, mein geliebtes Kind, wir müssen ja fort, wir müssen um jeden Preis fort!

Auf einmal stand sie wieder vor mir.

Aus ihrem bleichen Gesicht leuchteten fanatisch die Augen.

Sie faltete die Hände zum Gebet und mit schneidender, ganz leiser Stimme sagte sie: — Herr, du mein Gott, wir preisen deine Werke, und ich bin dein Werk, Gott Vater im Himmel, hörst du, auch ich bin dein, dein Werk! . . .

Wenn ich an ihre Miene zurückdenke, an das jammernde Kind und an das hellerleuchtete Zimmer mit dem gedeckten Tisch und den unberührten Speisen, so überkommt mich ein Grauen.

Und jetzt klingelte es von neuem scharf und durchdringend, und wir lauschten eine Weile angstvoll.

Endlich wurde es ruhig. Der draußen mußte zu der Erkenntnis kommen, daß ihm heute nicht mehr geöffnet werden würde.

Auf einmal war sie, ehe ich es hindern konnte, im Schlafzimmar.

Ich stürzte ihr nach, aber sie war schon wieder auf der Schwelle mit einem völlig veränderten Gesichtsausdruck. Ihre Miene strahlte und glänzte.

— Jetzt wird alles gut, sagte sie in einem gedämpften Ton, jetzt wird alles gut, ich habe ihn gefunden.

Und nun brach sie in ein helles, silbernes Lachen aus, das mir durch Mark und Bein schnitt.

Das Kind am Sofa, das nichts verstand, begann zu jubeln: — Die Muttel ist wieder froh, und es klatschte in die Hände.

— Ja, die Muttel ist froh, sagte sie mit einem verschmitzten Lächeln, so froh, wie noch nie in ihrem Leben. Und sich an mich wendend, raunte sie mir in gebrochenem Ton und mit irrer Miene die Worte zu: — Komm, laß uns singen, springen, tanzen!

Und als ich nichts zu erwidern vermochte und sie jammervoll anstarrte, hob sie die Kleider leicht empor und wollte sich anschicken zu tanzen, während sie gleichzeitig mit einer geisterhaften Stimme zu singen begann.

In dieser Sekunde fühlte ich, wie unter meine Kopfhaut eine eisige Kälte drang. Es begann sich mir alles im Kreise zu drehen. Ich durchlebte eine Minute, in der ich glaubte und empfand, daß uns nichts mehr von der Ewigkeit trennte, daß es nur noch eines geringen Anstoßes bedurfte, um diesem Dasein ein schnelles Ende zu bereiten.

Sie mußte in meinen Zügen etwas lesen, das dem nahe war; denn sie schlang plötzlich ihre Arme zärtlich um meinen Hals.

— Nun ist alles gut, flüsterte sie freudetrunken, zünde die Flammen im Arbeitszimmer an, wir wollen ein letzes Mal uns küssen und lieben.

Mit einer diabolischen Siegermiene zog sie aus der Tasche das kleine Instrument aus Elfenbein, und eine verwegene Lache anschlagend, rief sie:
— Komm, mein Liebchen, komm, mein Liebchen!

Da geschah etwas, das ich mir nicht erklären kann: ich kam mir wie der Mörder, wie der Räuber an ihrem Lebensglück vor. Ich hatte das

unabweisbare Empfinden, daß ich es war, ob mit, ob ohne Schuld, der ihren jungen Lebensfaden zerschnitten hatte. Ich sah sie in ihrem grenzenlosen Jammer und in ihrem unsagbaren Elend, in der Auflösung ihrer geistigen Kräfte und in ihrer Sehnsucht nach dem Tode, und in diesem Augenblick war ich mürbe und geschlagen. Ich fing wie ein Kind zu weinen an, ich wandte mich von ihr und weinte in mich hinein.

Sie nahm die Hände von meinen Augen und sah hoheitsvoll in mein vergrämtes Gesicht.

— Du sollst nicht weinen, brachte sie mühsam hervor, denn jetzt, mein Lieber, ist das Glück, das große Glück ganz nahe.

Sie zog mich in mein Arbeitszimmer, die Flammen wurden angezündet, sie wollte mich zum Tanze zwingen, zum letzten Tanz.

— Gut, sage ich, es soll so sein, und reiche ihr den Arm. Bevor wir aber tanzen, wollen wir noch einmal die Kinder sehen.

Wir gingen in das Schlafzimmer und betrachteten still und stumm die kleinen Seelen, die ahnungslos dahin träumten.

Der Junge auf dem Sofa war vor Müdigkeit eingeschlafen, und das Dienstmädchen war in ihre

Kammer gegangen; denn sie glaubte, zwei erzürnte Eheleute hätten in Liebe sich gefunden.

Beim Anblick der Kinder zuckte es um ihre Mundwinkel, und ihre schlanken Finger fuhren in tastenden Bewegungen durch die Luft.

Der Wahn verflog, und die graue Wirklichkeit dämmerte wieder auf.

Sie barg ihr Gesicht in die Hände, ihr Körper bebte an dem meinen.

— Warum bist Du so schlecht gegen mich, stöhnte sie, und warum habe ich Kinder, arme, unschuldige Kinder?

Ich küßte ihr die Thränen fort und sagte kein Wort. Dann führte ich sie in das Eßzimmer, wo ich ihr wie einem kranken Vögelchen zu essen und zu trinken gab, und dann zog ich sie aus, trug sie auf ihr Lager und löschte die vielen hellen, weißen Flammen aus, nachdem das Kind wieder in sein Bettchen gebracht worden war.

Als sie in tiefster Erschöpfung längst eingeschlafen war, starrte ich noch lange in das Dunkel der Nacht, und in voller Überzeugung sagte ich: — Ich weiß es jetzt, ich weiß es positiv, daß eins und zwei nicht drei macht.

In dieser Nacht, Hund, habe ich kein Auge zugethan.

Aber in dieser Nacht wußte ich, daß wir uns trennen mußten, wollten wir uns nicht um den Verstand bringen.

VI.

Hund, was siehst Du mich so entsetzlich teilnahmslos an, wenn die Vergangenheit ihre schwarzen, dunklen Schatten zieht? Habe doch etwas Mitleid mit mir!

Er winselt und wedelt mit dem Schwanze.

— So ein dummes Tier!

Ich mache mit ihm noch paar Rundgänge durch die hellerleuchteten Zimmer, in denen kein Kinderlachen mehr tönen wird, und lösche langsam die Flammen aus.

Im Schlafzimmer wird eine elende Wachskerze entzündet, die Helligkeit hat mir weh gethan. Ich suche ein paar alte Decken hervor und bereite meinem häßlichen Gefährten das Nachtlager, dann entkleide ich mich.

Seltsam, — wie ich in meinen Kissen liege, ist es mir doch ein angenehmes Empfinden, daß ein

lebendes Wesen in meiner Nähe ist. Ich will mich auf die rechte Seite legen und zu schlafen versuchen. Aber plötzlich fahre ich zusammen. Ich fühle etwas Warmes und merke, daß der Hund, mit seinem Lager nicht zufrieden, das meine aufgesucht hat. Er ist bereits unter die Decke gekrochen und will es sich gemütlich machen; er friert offenbar, und zu den Bescheidenen gehört er nicht.

— Willst Du Dich auch in meine persönliche Freiheit drängen? herrsche ich ihn an. Nein, so haben wir nicht gewettet!

Ich quartiere ihn von neuem ein, suche zusammen, was ich von Kissen und Decken finde, und nun scheint er endlich zufrieden.

Ich schließe die Augen, aber schlafen kann ich nicht.

Was soll nun werden? Ist das Rätsel damit gelöst, daß ich einfach den Satz hinstelle: Mich und meine Wesensart begriff sie nicht?

Kann sie nicht das Nämliche mit gleichem Recht von mir behaupten?

Kann sie nicht sagen: Ich bin ein Mensch so gut wie du; mit etwas Liebe und Güte hättest du mich aufrichten können. Du aber hast mich täglich und stündlich beiseite geworfen, du hast mich in

meinem Stolz erniedrigt und bist über mich hinweggegangen, obwohl du sahst, wie mein Herz geblutet. Ich bin nicht dein Weib gewesen, dem du Liebe und Ehrfurcht entgegengebracht hast, ich bin für dich irgend eine unter vielen gewesen. Ich bin die Mutter deiner Kinder, und härter warst du gegen mich, wie gegen deine Dienstmagd. Ich hätte dich hassen müssen, weil du alles, was in mir aufblühen wollte, zerstört hast, weil du, der für jeden ärmsten Teufel einen Pfennig und ein gutes Wort übrig hat, gegen mich ohne Erbarmen und Nachsicht warst. Und dennoch liebte ich dich: Aber du, du wolltest meine Liebe nicht sehen. Das Harte und das Böse hast du aus mir heraus geholt, und alles, was wachsen und werden wollte, im ersten Keim erstickt. Und dennoch liebe ich dich, liebe dich mehr als meine Kinder, mehr als irgend etwas auf der Welt.

Wie löse ich all diese Widersprüche, wie bringe ich in dieses Dunkel Helle? Ich weiß, daß sie so sprechen würde, und ich könnte ihr darauf nichts, nein, gar nichts entgegnen.

Also nüchtern betrachtet steht unser Fall so: Beide haben wir unsern Naturen keine Achtung und kein Verständnis entgegen gebracht. Das Leben

haben wir uns verbittert, und seelisch und körperlich uns zu Grunde gerichtet.

Wenn das wahr ist, so giebt es nur einen Schluß: das, was uns hielt, war Gewöhnung, aber eine wirkliche und tiefe Neigung war es nicht; sonst hätte sich einer von uns beiden gebeugt; denn die Liebe ist ohne Stolz, die Liebe kennt die Demut. Daran halte ich fest.

Ich sehe es ganz deutlich, wie in einem solchen Zusammenleben alles Niedrige und Gemeine, das in uns gewuchert, zur Entwicklung gekommen, wie die Erbitterung und der Haß mit den Jahren gewachsen, wie unser Leben immer unerträglicher geworden wäre, ich fühle, daß heute schon jedes Wünschen in mir erstickt ist. Ich kämpfe gegen dieses Gefühl der Stumpfheit an, das sich bleischwer um mich gelegt hat, und ich denke an meine Kinder, die in dieser Ehe aufgewachsen wären und als Jugenderlebnis es mit angesehen hätten, wie die Eltern sich mit Augen des Hasses gegenüber gestanden und sich mit Worten des kalten Zornes — denn unser Zorn wäre kalt und schaal geworden — das Dasein vergiftet hätten.

Es ist eine Lüge, daß Mann und Frau um jeden Preis — um der Kinder willen — zusammen

bleiben müßten. Nein und nochmals nein! Um der Kinder willen müssen sie auseinander gehen. In ihre jungen Seelen darf das Gift nicht schleichen, das mein Lebensmark zu zerstören droht.

Ich möchte schlafen. Ich bin so müde und kann nicht schlafen, aber ich höre die ruhigen Atemzüge des Hundes, der es sich bei mir wohl sein läßt.

— Schlafe, Hundeseele, schlafe!

Ich halte es in den warmen Kissen nicht aus. Ich werfe die Kleider über mich und gehe in mein Arbeitszimmer.

Auf dem Tisch steht ihr Bild. Ich betrachte es mit feindlichen Blicken: ihre dünnen Lippen sind fest aufeinander geschlossen.

Ist es meine erregte Phantasie, ist es Wirklichkeit? Mir scheint es, als ob um ihren Mund ein überlegenes Siegerlächeln spielt.

— Du wehrst Dich gegen mich, aber ich bin stärker als Du, Du mußt Dich beugen, Du mußt Dich in Dein Schicksal finden, von mir kommst Du nicht mehr los.

Ich wende das Bild um.

An der Wand hängt das große Portrait meines Vaters. Es sieht mich so lebensvoll an, als wollte es zu mir sprechen, als wollte es sagen: Junge,

Junge, sei doch ein Mann. Jeder Mensch hat das Recht auf Glück — habe die Kraft und reiße Dich los, alles andere ist Schwäche und Feigheit! Vor Dir steht das Leben, also habe Mut!

Es schlägt drei Uhr nachts. Es beginnt fast schon zu grauen. Mir ist es, als müßte ich vor Tagesanbruch mit allem klar sein. Mir graut es in dieser Wohnung. Keine Stunde will ich länger hiersein.

Morgen schließe ich ab und kündige dem Wirt.

Ich werde ihr schreiben und ihr alles sagen, aber ich muß ja noch warten, noch Wochen warten. In diesem gebrochenen, elenden Zustande kann sie es nicht ertragen.

Ich will lesen.

Der Bücherschrank starrt mir entgegen. Die Wahl ist leicht. Es giebt ja nur Shakespeare, Goethe und die Bibel. Alles andere kommt nicht in Betracht.

Goethe: „Morphologie der Pflanzen" ...... Nein, Excellenz, das ist für heute ausgeschlossen.

Also Shakespeare: „König Heinrich der Achte." Ich bin ein Pechvogel.

Ich greife zur letzten Ölung: Maccabäer,

Kapitel 7: „Sieben Brüder werden mit der Mutter nach einander getötet."

Ich lachte laut in die Nacht.

Es soll nicht sein. Ich füge mich in mein Schicksal.

Auch diese Nacht wird vergehen.

VII.

Der Hund ist mir geblieben, keine Möglichkeit, ihn los zu werden.

Mit der ernsthaftesten Miene bin ich zum nächsten Polizeibureau gegangen und habe mein Fundobjekt vorgestellt.

Beinahe wäre man dort grob gegen mich geworden. In dem Moment, wo man ihn als Bastard erkannte, hatte er bei der Sicherheitsbehörde alle Sympathie eingebüßt.

Der Wachtmeister fragte mich ganz unverschämt, was sie mit dem Hunde sollten, und ich erwiderte mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, daß ich den Hund gefunden und mich als ehrlicher Mann für verpflichtet gehalten, meinen Fund anzuzeigen. Ich bringe also den Hund, erklärte ich weiter, und ich ersuche, daß man die näheren Umstände und den Ort, wo ich ihn gefunden, zu Protokoll nehme;

dies sei das Nächstliegende und müsse sofort geschehen; darauf bestand ich.

Der Beamte lenkte ein: — Es wäre doch das Beste, meinte er, wenn Sie den Hund so lange behielten, bis sich der Verlierer gemeldet.

Damit erklärte ich mich einverstanden.

Den Hund habe ich Doktor getauft. Gescheit ist er ohne Frage und dazu ein Stimmungsgeschöpf, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Er macht Lärm, wenn ich das Bedürfnis nach Störung habe, und er verhält sich still, wenn ich Ruhe wünsche. Er frißt, wenn er etwas zu essen bekommt, und er beklagt sich nicht, wenn ich ihn vergesse. Er ist anhänglich und treu, und in dieser Hundeseele sind all die guten Eigenschaften, die man bei den Menschen so oft vermißt. Da der Verlierer sich nicht gemeldet, gehört er mir rechtmäßig. Ich bin Herr über sein Leben. Das klingt so stolz. Wenn er sich auf der Straße ein paar Schritte entfernt, und ich ihn „Doktor" rufe, dreht sich der zweite Mensch um, und mancher ist ganz wütend, daß sein Ruhmestitel auf meinen armes Vieh sich bezieht.

Ich bin auf ihn ganz allein angewiesen. Ich sehe und höre nichts von der Außenwelt. Dem Fräulein Marianne Delius mag ich nicht schreiben.

Vom Rhein kommen spärliche Nachrichten, und noch spärlicher sind meine Antworten. Ich versuche, meine früher begonnene Arbeit wieder aufzunehmen. Aber das weiße Papier ist wie behext, es sträubt sich gegen die schwarzen Buchstaben. Einmal habe ich das Fräulein getroffen. Ich war im Begriff, auf sie zuzugehen, dann aber grüßte ich sie nur ernst, feierlich und gleichgültig. Ich sah, wie sie blaß wurde, meinen Gruß leicht erwiderte und sehr schnell davon eilte. Ich wollte ihr nach, ich wollte sie ansprechen, aber etwas hielt mich zurück. Wer will wissen, was es war?

Als ich am Nachmittag dieses Tages nach Hause kam, fand ich drei Zeilen vor: Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Gruß. Marianne Delius.

Sie hat mich also nicht vergessen, sie ist besser als ich und lebt nicht nur für die Minute.

Briefbogen und Couvert, ich will ihr schreiben

X. Y. giebt sich die Ehre, das gnädige Fräulein Delius zum five o'clock tea einzuladen. Viktoria- und Königin Augusta-Straßen-Ecke wird das Fräulein erwartet. Schlechtes Wetter kein Hinderungsgrund.

Vielleicht holt sie den Brief.

Zugemacht! L. L. 99. Postamt 30.

Morgen ist Sonntag, morgen ist sie frei.

Ich gehe hinunter, um den Brief in den Kasten zu thun. Mein Doktor folgt mir knurrend, und gerade wie ich das Couvert in den Kasten werfen will, treffen sich unsere Blicke.

In seinen Augen steht deutlich geschrieben: Du bist ein Esel!

Ich zerreiße den Brief in tausend kleine Stücke, und wir treten den Heimweg an. Aber sobald ich in meiner Wohnung bin, schlage ich auf ihn los.

— Wenn Du glaubst, daß Du mich meistern darfst, so bist Du im Irrtum, lieber Freund. So haben wir nicht gewettet, und jetzt mucks Dich nicht!

Er rührt sich nicht und nimmt die Tracht Prügel wie eine wohlverdiente Strafe hin.

Ich werfe mich auf mein breites Chaiselongue und lese in E. T. A. Hoffmanns Kater Murr.

Über E. T. A. Hoffmann schreibe ich nächstens ein Buch.

Ein verwegener, zwieträchtiger Mensch mit einer armen und gequälten Seele.

VIII.

½ 6 Uhr nachmittags.

Ich klimme die vier Treppen empor, um in ihr Atelier zu kommen.

Vor der Thür bleibe ich einen Augenblick stehen, dann fasse ich beherzt die Klinke und drücke sie nieder.

Sie steht vor mir, ist bleich und hält die Lippen fest aufeinander geschlossen.

Ich sehe, wie sie nach Fassung ringt.

Endlich sagt sie, und um ihre Mundwinkel zuckt es in verräterischem Spott: — Sie wünschen, aufgenommen zu werden?

— Ja, Marianne Delius, nach Feierabend!

Sie sieht auf die Wanduhr.

— In fünfundzwanzig Minuten bin ich frei, sagt sie leise.

— Am Schalter des Bahnhofs!

Sie nickt leicht, giebt mir die Hand, so daß ich sie kaum spüre, und ich bin wieder auf dem Flur.

Ich warte am Schalter. Die Menschen kommen und gehen. Am liebsten eilte ich jetzt noch auf und davon.

— Da bin ich, sagt sie.

— Zwei zweiter nach Grünau!

Sie sieht mich erschreckt an — und widerspricht nicht.

Der Zug geht gerade ab, als wir eingestiegen sind. In unserm Coupé kann keine Stecknadel zur Erde fallen.

Kein Wort sprechen wir. Sie blinzelt mir einmal ganz bescheiden zu, ich weiche indessen ihrem Blicke aus.

Als der Zug endlich hält, sagt sie: — Nicht wahr, Sie sind schlecht gelaunt?

— Nein, aber zerstreut bin ich und . . .

— Und . . . wiederholt sie.

— Und griesgrämig. Übrigens, ich danke Ihnen für Ihren Brief. Sie sind wirklich gut!

— Finden Sie? fragt sie.

Ich sehe sie betroffen an. Ihr Ton macht mich stutzig.

— Sie haben meinen Brief erhalten uud nicht geantwortet?

— Doch, aber nicht abgeschickt.

— Und warum nicht?

— Mein Hund hat geknurrt!

Sie bricht in ein herzhaftes Gelächter aus.

— Lachen Sie nicht, der Hund hat eine gewichtige Stimme bei mir! Und ich erzähle ihr seine Geschichte.

Wir schreiten den Weg entlang, der zu den Gärten führt, die am See liegen. Auf einem Umweg kommen wir zu einem kleinen Birkenwalde, dessen feine Zweige sich sanft bewegen. Die süße Luft dieses Spätsommerabends thut uns gut, und dann ist es so still, so wundervoll still.

Wir sagen gar nichts und empfinden unsere Nähe. Ich sehe, wie es sie auf einmal fröstelt. Ich blicke sie an, aber sie hat die Augen geschlossen. Sie schlägt sie sofort auf, und ihre Augen glänzen.

Der Garten, der an dem See liegt, ist erreicht. Wir wollen eintreten. Da sagt sie: — Am liebsten möchte ich jetzt gleich heim und keine fremden Menschen sehen.

— Gut, so kehren wir um. Und ist es Ihnen recht, so gehen wir durch den Wald bis

nach Johannisthal uud benutzen dort erst die Bahn?

Sie nickt stumm, und bald hat uns der Wald mit seinem Dunkel umfangen.

Sie hat meinen Arm genommen, und wir lauschen auf die Einsamkeit.

Ich höre, wie ihr Herz schlägt, und ich fühle, wie es sie zu mir drängt; aber ich empfinde auch, wie sie von mir weicht, und daß ich sie quäle, ohne es zu wollen. Immer dunkler und dunkler wird es.

— Sie brauchen keine Angst zu haben, sage ich nach langem Schweigen. Ich kenne den Weg und bin meiner Sache sicher. Trotz der Finsternis glaube ich ihre Züge deutlich zu sehen.

Mit einer tiefen Bewegung sagt sie: — Ich habe keine Angst, das weiß Gott!

— Sie gehen gern in die Kirche? frage ich unvermittelt; denn der Ton, in dem sie „das weiß Gott“ gesprochen, klang so fromm und schlicht.

— Ja, antwortet sie. Wenn die Orgel klingt, so wird mir gut, und den Choral singe ich mit aus ganzem Herzen . . .

Stille . . . Die Blätter rascheln . . . Der Wind fächelt uns. Über mich kommt eine gottgesegnete Ruhe, als ob ich in einer kleinen Dorfkirche wäre.

Mein Empfinden ist einfach und von guter Kindlichkeit, ich fühle es.

Die Lichter von Johannisthal leuchten uns entgegen. Der Bahnhof ist erreicht, viele Menschen rings um uns und statt der Waldeinsamkeit wieder der Alltag.

Wir steigen ein. Der Zug setzt sich in Bewegung. Und wieder umbraust uns die große Stadt mit ihren Sorgen, mit ihrer Schönheit, mit ihrer Lebensfreudigkeit.

Am Bahnhof trennen wir uns.

— Gute Nacht, Fräulein Marianne!

— Gute Nacht!

Als sie zehn Schritt von mir entfernt ist, hole ich sie wieder ein und rufe kaum hörbar ihren Namen.

Sie dreht sich gar nicht erstaunt um, ist gar nicht überrascht und sieht mich nur voll Güte an.

— Warten Sie, bitte, einen Augenblick hier vor dem Buchladen!

Ich trete ein und bringe ihr meine Gabe.

— Sie sollen mir schreiben, wie es Ihnen gefallen hat, und nun noch einmal, gute Nacht!....

— Hund, was knurrst Du mich so vergnügt an,

glaubst, ich hätte einen guten Abend hinter mir!? Was weißt Du?

Er jedoch springt in die Höhe und läßt sich in seiner Freude nicht stören.

— Bist Du toll geworden, Hund?

Einen Augenblick kneift er seinen Schwanz ein, dann aber beginnt das freudige Gebell von neuem.

IX.

Ich habe die Wohnung gekündigt und bin ausgezogen. Die Vierteljahresmiete habe ich dem Wirt bezahlt, der bereits in Ängsten war, ich könnte ihm rücken.

Sie ahnt noch nichts. Sie schreibt Briefe, hinter deren scheinbar gleichgültigem Ton ich ihre verhaltene Leidenschaft spüre. Sie will teilnahmslos erscheinen, und gerade dadurch möchte sie mich reizen. Das ist ihre Taktik, Weiberschlauheit, die sich selber schlägt. Das sind die alten Kunststücke, die sie treiben, wenn sie die Männer wie willenlose Wesen behandeln, oder wie Feinde, die man im Rücken überfällt.

Wochenlang sind wir, ohne ein Wort zu wechseln, nebeneinander gegangen, und jedes von uns hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als daß es den Anfang gemacht hätte. In solchen Zeiten

verließ sogar der eine Teil das Schlafzimmer, damit der andere mit seinen Gedanken allein Krieg führen könnte.

Einmal sagte sie mir in erregtem Ton, daß ich sie dazu triebe, schlecht zu werden, und daß, wenn die Kinder nicht wären, sie auf und davon ginge. Dann begann „der Andere“ plötzlich eine Rolle zu spielen. Er existierte. Er stand im Hintergrund. Er gab ihr den Inhalt des Lebens. Ich konnte sie elend machen, aber was ihr da erblüht sei, konnte ich ihr nicht nehmen, daran konnte ich nicht rühren. Und das stieß sie hervor, während es in ihren Augen bitter funkelte, und ihre Stimme bebte.

Und ich bin in der That auf den Anderen hineingefallen. Ich glaubte an diesen edlen Menschen, dem sie sich nur aus Tugendstrenge versagte. Viel später hat sie mir eingestanden, daß sie diesen Herrn Unbekannt erfunden hatte, um mich zu reizen und eifersüchtig zu machen. Da gab es einen Freund in unserem Hause, dem die Weiber nur so zuflogen, mit dem begann sie Blicke zu wechseln und Händedrücke zu tauschen, nur um mich zu alarmieren. Ich that, als sähe ich nichts, und so ward sie dieses Spiels überdrüssig. Wenn sie mir drohte,

sie ginge auf und davon, so hatte das keinen anderen Zweck, als daß ich sie meiner unwandelbaren Leidenschaft versichern sollte. Denn nach jeder dieser entsetzlichen Versöhnungsscenen fragte sie mich auf das Tiefste erschüttert, ob ich sie auch wirklich liebte.

Wer vermag das Herz einer Frau zu ergründen, und wer will Steine auf sie werfen, wenn sie in ihrer Marter auf Irrwegen wandelt, so frage ich mich jetzt. Man soll eine Ehe auflösen, sagen die Neunmalweisen, wenn Mann nnd Weib sich quälen. Ach, wenn das Ehelösen so leicht wie das Eheschließen wäre. Wie viel unaussprechliche Dinge verbinden den Mann selbst im schwersten Ehekampfe noch mit der Frau, und wie soll man mit dem Bewußtsein weiter leben, daß man dem andern Teil, wie einem Baum das Erdreich abgetragen hat. Hundertmal versucht man es von neuem, und hundertmal zittert man von neuem, und schließlich welkt aller Entschluß dahin, und man wird alt und grau und mürbe in diesem aussichtslosen Kampfe. Die Kinder wachsen heran und sehnen sich aus dem Hause, wo die Eltern friedlos nebeneinander stehen. Die Jugend liegt hinter einem, und mit vergrämten Gesichtern gehen diese

aneinander geschmiedeten Galeerensklaven ihren dunklen Weg.

Ein Wort klingt mir noch in den Ohren, das sie mit schneidendem Stimmfall zuweilen mir entgegenwarf, und das mich traf mit Messerschärfe.

— Warum hast Du die Kinder in die Welt gesetzt, die armen Kinder?

Was sollte ich ihr auf diese wahnsinnige Frage antworten, die sie wie einen Trumpf ausspielte, und in der ihre Anklage gegen mich gipfelte . . .

In vier Wochen habe ich meinen Koffer gepackt und bin unterwegs, bin in London oder Paris. Und einen Tag vor der Abreise schreibe ich es ihr. Ich habe die Wohnung gekündigt, weil ich weiß, sie würde in diesem Hause nicht bleiben.

So grausam es ist, so niederträchtig und brutal es erscheint, ich kann mich nicht mehr mit ihr auseinander setzen, ich muß ihr meinen Entschluß als eine vollendete Thatsache geben. Gewalt muß ich gegen Gewalt setzen. Würde ich es ihr ruhig schreiben und tausend und einen Grund ihr nennen, alle Logik würde sie zum Teufel jagen und vor meinen Augen sich und den Kindern ein Leids anthun.

So oder so würde ihre Folgerung lauten: — Du

darfst nicht von mir gehen, Du mußt Dir an der Kette die Zähne ausbeißen, oder Du treibst mich und die Kinder in den Tod.

Dieser Kampfmethode bin ich nicht gewachsen.

Sie gehört zu den Frauen, die in ihrer Raserei zu allem fähig sind. Sie hat den Wahlspruch: — Bin ich elend, so sollst Du es auch sein.

X.

Ich lebe wie in meiner Junggesellenzeit. Ich habe mir zwei Zimmer gemietet, draußen im Tiergarten, wo es still und schön ist. Sie liegen in einer Gartenwohnung, und meine Wirtin ist eine verwittwete Regierungsrätin, die halb taub ist. Aber hinter ihrer schwarzen Hornbrille blicken zwei Augen, die gutmütig sind, und die das Leben zu begreifen scheinen. Ich habe ihr gesagt, daß ich heute Abend Besuch bekommen würde, und der Tisch gut und freundlich gedeckt sein müßte. Sie hat mich durch kein indiskretes Lächeln und keine dreiste Frage verwirrt, aber das „freundlich" hat sie begriffen; denn auf dem weiß gedeckten Tisch stehen Blumen.

Ich habe „ihr" geschrieben und sie gebeten, mich zu besuchen, aber ob sie kommen würde, oder nicht, unter keinen Umständen sollte sie mir antworten.

Ich will keine Absage. In jedem Fall soll für

sie der Tisch gedeckt sein. Und jetzt erwarte ich sie. Ich habe eigentlich den Wunsch, daß sie nicht kommen möge, da ich ihr nichts Gutes sagen kann und nicht recht weiß, was ihr meine Einladung soll.

Und nun pocht es. Und sie steht vor mir im langen Radmantel, tief verschleiert.

Ich helfe ihr beim Ablegen und spreche, wie sie, zuerst kein Wort. Ich sehe in ihren Augen eine tiefe Erregung, ich empfinde, was dieser Besuch ihren Stolz gekostet hat.

Sie lächelt mühsam.

— Ich bin gekommen, sagt sie, obwohl ...

Sie hält mitten im Satz inne und sieht sich eine Weile forschend im Zimmer um.

— Wo ist der Hund? fragte sie endlich.

Ich öffne die Nebenthür, und mein Doktor springt mit Gekläff herein.

— Hm ... hm ... macht sie und betrachtet ihn aufmerksam.

Dann sagt sie ganz unvermittelt: — Der hat meine Augen.

Ich mache mich über diese Entdeckung lustig. Sie aber bleibt dabei ganz ernsthaft, daß er ihre Augen habe.

Nun sehe ich erst sie und dann den Hund

prüfend an und finde, daß sie recht hat. Es sind die nämlichen braunen, leuchtenden Augen, in denen Treue, Treue und noch einmal Treue liegt.

— Der wird Sie nicht verlassen, sagt sie. Es klingt beinahe bitter. Aber sie wechselt rasch den Tonfall und erzählt mir vergnüglich, was sie zu Hause alles angestellt habe, um ihr Weggehen plausibel zu machen.

— Wie hell es bei Ihnen ist, und wie das Licht mich blendet, meint sie plötzlich und hält die Hand vor die Augen. Ah ... die Blumen — wie lieb!

Ich wehre höflich ab und bezeichne dies als eine Aufmerksamkeit meiner Wirtin.

— Sie bekommen wohl öfter Besuch? fragt sie schalkhaft, und ziehen sich ihre Wirtin; — denn hier wohnen Sie doch erst seit ein paar Tagen?

— Das letzte ist richtig — das übrige indessen stimmt nicht ganz, da ich bis jetzt in meiner eigenen Häuslichkeit gelebt habe. Ich sagte Ihnen ja wohl, daß ich verheiratet bin.

— Ah ... ich bitte um Entschuldigung, wenn ich es eine Sekunde vergessen hatte; unterwegs habe ich beständig daran gedacht, fügt sie leiser und gleichsam zu ihrer Entschuldigung hinzu.

Ich führe sie an meinen Schreibtisch, wo die Bilder von Frau und Kindern stehen.

Sie wird um einen Schatten bleicher, und der Rahmen meiner Frau schwankt bedenklich in ihren schlanken Händen. Sie betrachtet das Bild langsam, und ihr Gesicht rötet sich allmählich. Die Photographien der Kinder sieht sie mit der nämlich ernsten, fast feierlichen Miene an. Und schweigend, ohne ein Wort zu sagen, stellt sie die Bilder auf ihren Platz.

Sie atmet tief auf und streicht sich das Haar zurück, das ihr widerspenstig in die Stirn gefallen ist. Dann lehnt sie sich im Sofa zurück, während ich ihr gegenüber Platz nehme. Wir hören eine Weile dem trostlosen Getick der Uhr zu und hängen unseren Gedanken nach. Aber dann begegne ich ihren Augen, die plötzlich auf mich gerichtet sind, so ängstlich und so forschend. Und mir ist, als ob ich jetzt erst ihr Gesicht deutlich sähe, ihre Züge, die so edel und rein sind.

Und dennoch bin ich zu ihr von einer frostigen Höflichkeit, die sie erschauern macht; aber mit keinem Wort, mit keinem Blick straft sie ihren sonderbaren Gastgeber.

Sie beginnt die Brötchen zu schmieren, setzt den

Theekessel auf, der bald zu brodeln und zu surren beginnt und benimmt sich wie ein ehrbares Hausfräulein, das in bedächtiger, ruhiger Art die Honneurs macht.

— Wer weiß, wo ich in vier Wochen bin, unterbreche ich das eintönige Schweigen. Vielleicht in München, vielleicht in London, oder gar in Paris.

— Sie wollen fort?

— Ja!

Sie beugt sich tief über ihren Teller.

— Und so bald schon?

— Ja!

— Sie werden mir fehlen, ganz gewiß, Sie werden mir fehlen, sagt sie leise, ich habe mich ein wenig an Sie gewöhnt, obwohl ich Sie doch nur — selten sehe.

Ihr warmer Ton trifft mich.

— Und mir wird es gerade so gehen, antworte ich. Ich bin ein querköpfiger und unstäter Mensch mit viel Egoismus, aber in Ihrer Nähe komme ich mir besser vor.

Ein scheues Glückslächeln huscht um ihren Mund.

— Ich habe die Effi Briest gelesen, sagt sie,

und ich danke Ihnen für dieses schöne Buch, das ich nie, nie vergessen werde. Man fühlt, wie alles so kommen mußte — — man begreift Effi so gut, man begreift die Eltern, und man versteht den Herrn Baron von Innstetten.

Ich sehe sie respektvoll an.

— Wissen Sie auch, sage ich in aufrichtigem Erstaunen, daß Sie mit drei einfachen Sätzen die Art unseres lieben Meisters wiedergegeben haben? Das ist nämlich seine Größe, daß er in diesem wunderbaren Buche niemals eine Schuldfrage stellt — — jeder hat von seinem Standpunkt aus recht, und die Geschichte muß so enden, weil das Leben voller Probleme und Tragik ist und sich gerade solche Naturen wie Effi aussucht, um mit ihnen Fangball zu spielen.

— So glauben Sie, fragt sie langsam und mit eigenartiger Betonung, daß den Menschen ihr Schicksal vorher bestimmt ist, und daß sie sich dagegen nicht wehren können?

— Ja, ich glaube das. Ich glaube auch nicht an Zufall, ich bin vielmehr überzeugt, daß jeder Zufall, der für uns bedeutsam wird, ein inneres Gesetz hat, das wir nur nicht zu ergründen vermögen. Um aber auf die Effi zurückzukommen, so

finde ich, daß die Eltern dem einzigen Kinde gegenüber sich furchtbar hart verhalten, und daß es eigentlich nicht in ihrer gütigen Natur begründet liegt, wenn sie zwischen sich und Effi das Tischtuch zerschneiden und erst im Angesicht des Todes der Ärmsten ein Obdach gewähren.

Das Fräulein wehrt ab.

— Nein, antwortet sie entschieden, das kann ich nicht zugeben. Eltern werden egoistisch, wenn die Kinder nicht das Glück machen, das sie dafür halten. Und eine Tochter, die verheiratet ist, hat man obendrein so gut wie verloren. Macht sie dann Geschichten, wie Effi, so meinen solche Leute, das habe sie nicht sich, sondern ihnen angethan. Und dann muß man sich ihr Standesbewußtsein und ihre Bequemlichkeit vorstellen, wie sie älter geworden sind, an dem alten, jahrelangen Verkehr festhalten und nicht willens sind, plötzlich ihr ganzes Leben um der Tochter willen, die ihnen das angethan, umzukrempeln. Hast Du Dir die Suppe eingebrockt, so sieh zu, wie Du sie auslöffelst!

Ich stehe auf und trete ganz dicht vor sie hin.

— Fräulein Delius, sage ich, ein solches Urteil hätte ich Ihnen niemals zugetraut!

— Sie meinen, erwidert sie, wenn jemand für einen Meisterfahrer geschwärmt hat, so müßte er eigentlich ein ziemlich beschränkter Mensch sein.

— Ich meine, daß Sie von jetzt an lauter gute Bücher lesen müssen, weil Sie eine nachdenkliche, kleine Person sind, für die das Beste gerade gut genug ist.

— Und doch bin ich nicht nachdenklich, wie Sie es so hübsch ausdrücken. Wäre ich es, setzte sie mit gedämpfter Stimme hinzu, so säße ich nicht bei Ihnen. Aber beim lieben Gott, ich mache auch keinen Anspruch darauf, wenigstens jetzt und in den nächsten vier Wochen nicht.

Und wie sie das in ihrer klaren und ruhigen Art ausgesprochen hat, erhebt sie sich und reicht mir zum Abschied die Hand, die in der meinigen leicht zittert.

Dann wirft sie sich mit einer schellen Bewegung das Kopftuch und den Radmantel um und sagt nur: — Ich bitte recht schön, daß Sie mich allein gehen lassen; ich habe das Bedürfnis, jetzt allein zu sein, aber wenn Sie gestatten, setzt sie beinah vergnügt hinzu, bin ich bald wieder bei Ihnen. Wenn ich nämlich aufrichtig sein darf, so finde ich es bei Ihnen, wo wir so ganz

allein sind, viel hübscher und gemütlicher als unter den vielen fremden Menschen.

Und ehe ich noch etwas erwidert habe — ist sie aus der Thür und mir entschwunden.

Ich trete an das Fenster, dessen Scheiben der Nebel feucht beschlagen hat. Und in das Glas schreibe ich mit großer Lettern — ihren Namen — den Namen: Marianne Delius.

Und ich finde, daß sie garnicht anders heißen könnte — als Marianne Delius . . .

XI.

Die Koffer sind bereits gepackt, kaum drei Tage nachdem ich mit Marianne Delius zusammen gewesen bin. Ich will zu meinem Bruder nach London. Vor ganzer Einsamkeit fürchte ich mich. Der Brief an meine Frau liegt versiegelt vor mir. Er ist in einem absichtlich schroffen Ton geschrieben, der ängstlich jedes Sentiment meidet. Sie soll alle Schuld auf mich laden, sie soll nicht wissen, was dieser Brief mich gekostet hat. So teile ich ihr geschäftsmäßig mit, daß die Wohnung vermietet, und daß ich selbst auf dem Wege nach London sei. Ich schreibe ihr, daß ich die Frage, schuldig oder nichtschuldig, gänzlich aus dem Spiel lasse, daß ich nicht an dem Leid rühren wolle, das die Vergangenheit uns gebracht, daß ich mich einzig an die Thatsache meiner völligen Arbeitsunfähigkeit während der letzten vier Jahre halte, daß ich

dies Alleinleben nicht nur um meiner inneren Ruhe, sondern um unserer äußeren Existenz willen brauche. Alle andern Erkenntnisse, so ernst und einschneidend sie auch sein mögen, sollen daher vor dieser Erwägung schweigen.

So ähnlich steht es in dem Briefe, der ihr Leben vernichten wird.

Ich sehe deutlich, wie sie ihn ahnungslos öffnen, wie ihr Gesicht einen kreidigen Ton bekommen, wie es in ihren Augen erlöschen, und wie sie sich mit letzter Kraft an der Tischkante festhalten wird, während sich alles bereits ihr im Kreise dreht. Und die Kinder werden weinend und angstvoll um sie herum stehen, und sie selbst wird plötzlich in ein erschütterndes Gelächter ausbrechen, bis sinnlose Wut und ohnmächtiger Schmerz sie packen werden.

Ich sehe das alles und betrachte den Brief, der in kalter, nüchterner Sprache unser künftiges Leben regelt, mit einer erklärlichen Scheu. Bin ich es, der ihn geschrieben hat, und der ich über ein Dasein hinweggehe, wie eine scharfe Sense über ein blühendes Feld?

Ich bin es, und in diesem Grübeln kommt mich zum ersten Mal ein Zweifel an, ob es wirklich ausgemacht ist, daß ich, ich bin.

Und vor dem Zwiespalt des Lebens, der das Unterste im Menschen zu oberst kehrt, faßt mich ein Grauen. Nicht wir spielen die Partie des Lebens, sondern das Leben spielt mit uns, willkürlich und mitleidslos, wie es im Schicksalsbuche des einzelnen geschrieben steht.

Im weißen Umschlag liegen zwei Bücher von Turgenieff vor mir: das eine heißt „Helene“, das andere ist eine kleine Novelle „Klara Militsch“.

Ohne eine Zeile, ohne ein einziges Wort schicke ich sie an Marianne.

Es ist besser, wenn wir schweigend Abschied nehmen.

Ich gehe noch eine Tasse Kaffee trinken, denn erst am späten Abend dampft mein Zug ab.

Ich halte es in den heißen Räumen nicht aus. Und von einer inneren Unruhe getrieben, komme ich wieder in meine Wohnung.

Erst in drei Stunden fährt der Zug nach Hamburg. Was fange ich in diesen drei Stunden an?

Ich horche plötzlich auf.

Täuscht mich mein Ohr, oder höre ich leichte und behende Füße, deren Tritt mir bekannt ist?.

Nein, ich täusche mich nicht; denn jetzt geht die Thür auf, und sie steht vor mir.

Sie sieht zum Gottserbarmen aus.

Sie ballt die Hände in einer Qual, die stumm und ohne Worte ist.

— Ich habe es also gewußt, sagt sie endlich mit zitternder Stimme, Sie wollten fort, fort ohne mir Adieu zu sagen!

Und ohne meine Antwort abzuwarten, stellt sie sich in den dunkelsten Winkel des Zimmers und fängt bitterlich zu schluchzen an.

— Weine, Marianne, weine! Deine Thränen soll niemand stören.

Auf einmal fängt draußen an der Thür der Hund zu scharren an, der während des Packens sich so unsinnig benommen hatte, daß ich ihn in die Wohnung der Wirtin habe sperren lassen, um sein Gewinsel nicht zu hören.

Sie schleppt sich zur Thür und öffnet ihm.

Mit eingekniffenem Schwanz — ganz demütig — kommt er hereingeschlichen.

— Ich und der Hund, der Hund und ich, sagt sie bitter und tritt vor mich hin. — Ich will ihn behalten, bis Sie zurückkommen, damit wenigstens etwas wie eine lebendige Erinnerung zurückbleibt.

Ihr Anblick erschüttert mich.

— Woher wußten Sie, daß ich reisen würde, Fräulein Delius? fragte ich leise.

Sie sieht mich schmerzbewegt an.

— Ich war die ganzen Tage so unruhig, erwidert sie, und ihre Stimme vibriert, da kam mir auf einmal die Idee, daß Sie fort wollten, heimlich fort wollten, ohne mir auch nur ein Wort gesagt zu haben. Ein paarmal bin ich hier gewesen, fährt sie scheu fort, aber ich wagte es ja nicht, heraufzukommen.

Und sie wendet sich ab, um mir ihr Gesicht zu verbergen, das ganz in Röte getaucht ist.

— Eine Art von Gruß hatte ich doch für Sie zurückgelassen, und ich reiche ihr das kleine Paket mit dem weißen Umschlag.

Ihre Augen leuchten auf. Und in einem impulsiven Empfinden schlingt sie plötzlich ihre Arme um mich und küßt mich wild und leidenschaftlich.

— Ich kann Dich küssen, sagt sie, und ihre Worte klingen in meine Ohren wie Musik, ich kann Dich küssen, weil ich Dich liebe, und weil ich Dich zum letzten Male sehe!

Ein Freudentaumel ergreift mich.

Ich komme mir auf einmal so stark vor. Mir ist es, als ob goldener Wein mir durch die Glieder

rieselte und mir einen Lebensmut gäbe, wie ich ihn seit Jahren nicht mehr gespürt. Mir ist es, als ob ich auf einmal erwachte aus einem schweren, dumpfen Schlaf, der mich von Schrecken zu Schrecken geführt.

Nun aber liegt das Leben vor mir, das aus tausend Blüten seinen feinsten, ersten Duft zu mir strömen läßt. Ich mag mich ihm nicht versagen, ich will es umklammern mit allen meinen Sinnen und Organen, ich habe das Recht auf Glück wie jeder andere Mensch. Dies Recht ist unverbrüchlich.

Ich ziehe sie an mich, küsse sie und will in ihre Augen sehen, die braun und treu sind. Aber ihre Augen sind geschlossen, und auf ihrem Gesicht liegt ein überseliger Ausdruck. Als sie sich endlich gewaltsam von mir losreißt, ist ihr Körper wie von einem Fieber geschüttelt; denn das, was sie mit übermenschlicher Kraft in sich zurückgedämmt, hat alle Schranken durchbrochen.

Ihre Seele liegt entblößt und unverhüllt vor mir, und diese Seele ist so wund und zuckt so schmerzhaft zusammen, daß Steine sich erbarmen müßten. Ich aber bin ein Mensch von Fleisch und Blut, und was zu Stein in mir erstarrt war, löst sich zu neuem Leben auf. Und vor mir steht sie, die Erlöserin!

Der Hund rührt sich nicht.

— Hund, ich hab gewußt, warum ich Dich zum Doktor machte!

Ich ziehe sie zu mir heran und flüstere ihr ein paar Worte ins Ohr.

Sie sieht mich zuerst erschreckt und ungläubig an und dann mit einem Blick, den ich nie vergessen werde. Er sagt mir, es kann nicht sein, es kann unmöglich sein, daß Du jetzt mit mir Dein Spiel treibst.

Da spreche ich laut und mit vernehmlicher Stimme: — Der Koffer wird ausgepackt, ich bleibe, weil Du es willst, weil Du es wünschst.

Es wird in meinem Zimmer hell trotz der tiefen Dunkelheit.

Sie hängt an meinem Halse .... und Lachen und Weinen klingen in einander .... und der Hund, der vermaledeite Hund giebt die Begleitmusik.

Er kläfft und bellt wie toll in seiner Freude, als wüßte er genau, was diese Stunde uns gebracht hat.

XII.

Liebe Geschwister!

Die Reise nach London ist verschoben, nachdem ich zwei Stunden vor Abgang des Zuges meiner Frau mitgeteilt hatte, daß ich unterwegs sei. Ich weiß, daß Ihr nicht verwundert sein werdet; denn Ihr kennt mich als einen Menschen, der sich an nichts bindet und sich die Freiheit nimmt, eine halbe Stunde später das aufzuheben, was er vorher beschlossen. Ihr werdet nach meinen Gründen fragen, und ich bitte, sie Euch verschweigen zu dürfen. Ich bin Euch dankbar für die Gastfreundschaft, die Ihr mir gewähren wolltet, und ich nehme sie als genossen an. Es ist auch nicht unmöglich, daß ich bald bei Euch bin und zu Euch hineingeschneit komme, wenn Ihr mich am wenigsten erwartet.

Die Briefe meiner Frau behaltet und sendet sie mir nicht nach. Dies ist mein kaiserlicher Wille, dem Ihr Folge leisten müßt; denn ich bin zur Stunde ein Kaiser. Ich sehe, wie Deine Frau sich Dir über die Schultern beugt, und wie Ihr beide herzhaft zu lachen anfangt. Ich höre Euer liebes, gutes Lachen. Ich küsse Euern Buben.

Ich bin in brüderlicher Liebe

der alte Querkopf.

XIII.

Wollte ich meines Schicksals Wege durchkreuzen und in einem dunklen Drange dem entgehen, was mir beschieden war? Ich kann es nicht begreifen, daß ich ernsthaft fort wollte, von ihr fort. Die Stadt hätte ich dreimal verflucht, die Dich nicht barg, und wie ein gehetztes Wild wäre ich zu Dir gekommen. Nun aber sitzt Du mir gegenüber und sprichst nicht, wenn ich schweigen will und redest, wenn Du fühlst, daß Deine Stimme mir gut thut und mich besänftigt. Keine Frage richtest Du an mich, und Deine Stimme ist zärtlich und weich, und schon ihr Klang und Tonfall streichelt und kost mich. Marianne, die Jugend ist in meinem Zimmer, die Jugend in ihrer ganzen Holde, und sie ruft mich ins Leben zurück, die goldene Jugend ins goldene Leben!

Der Sommer will zu Ende gehen, und die

ersten Tage des Herbstes künden sich kalt und drohend an; aber Du und ich, wir lachen ob des Herbstes, der Einzug halten will. Du und ich, wir wissen, daß es Frühling ist, und daß es blühen will. Wie kann ein Mensch dem anderen so viel, so unendlich geben! Durch Dich allein dringe ich mit meinem Ahnen in das, was Wiedergeburt und was Mysterium ist.

Marianne .... Ich trinke aus dem Becher des Glücks, aber ich darf ihn nicht bis zur Neige leeren, denn unten schimmert mir grün=grünes Gift entgegen.

Ich weiß jetzt, warum ich mein Innerstes vor Dir verschloß, warum ich fliehen wollte: Ich sah in Dir mein Schicksal und hatte Furcht.

Denn noch jetzt, sobald ich allein bin, und die Dämmerung hereinbricht, beginnen die dunklen, düsteren Schatten auf und nieder zu tanzen.

XIV.

Ich trinke aus dem Becher und lasse Zweifel uud Sorgen weit hinter mir.

Und ist Marianne bei mir, so bin ich frei von Kobolden uud Truggeistern, und die Dämmerung kann mir nichts — — nichts anhaben.

Wir sind zwei Kameraden, die bedingungslos an sich glauben.

Beim Kommen und Gehen reicht sie mir ihre Hand, und ich fühle, wie diese Hand zittert.

Wir kämpfen beide gegen den Ausbruch einer Leidenschaft, die wir in uns tragen.

Wir haben Angst vor unserem Glück.

XV.

Wir lesen Goethe.

Wir lesen seine zartesten Liebesgedichte und seine leidenschaftlichen „römischen Elegien". Dann wird „Tasso" vorgenommen, den ich mehr liebe, als irgend ein anderes Werk, und ich erschließe ihr dies tiefste und innigste Künstlerdrama.

Und Goethe steht gütig und lächelnd neben uns, ist Zeuge, wie in ihr erwacht, was längst in ihr geschlummert.

Je weiter sie vorwärts dringt, desto demütiger und bescheidener wird sie. Jeder Bildungsdünkel geht ihrer Natur ab. Sie gehört gewiß nicht zu den thörichten Jungfrauen, die auf erworbenes Buchwissen pochen. Mit unfehlbarem Instinkt weist sie zurück, was nicht innerhalb der Grenzen ihres Wesens liegt. Aber was sie einmal erfaßt hat, das gehört ihr, das ist ihr Eigentum.

Ich sehe voll freudigen Staunens, wie ihr schlichter Mensch von Tag zu Tag sich entwickelt und entfaltet, ich sehe ihr Wachstum und bin so stolz, so stolz!

Und von meinem Stolz hebt sich ihre freudige Demut ab.

XVI.

Mit stiller Neugier mustert Marianne die Frauenbilder auf meinem Schreibtisch. Aber sie thut keine von den vielen Fragen, die ihr auf der Zunge schweben.

— Du magst sie getrost kennen lernen, sage ich übermütig und nehme einen kleinen, viereckigen Rahmen in die Hand:

— Das Fräulein Viktoria Trienkiewicz, 1892er Jahrgang, stelle ich feierlich vor.

Sie sieht mich drollig an.

— Du hältst es mit den Frauen, wie mit dem Wein? Darf ich wissen, fährt sie lustig fort, ob das Jahr 92 ein gutes und gesegnetes war?

Ich nicke ernsthaft.

— Es waren leichte und verwegene Stunden, ihr Andenken bleibe in Ehren. Sie war ein Fräulein aus Warschau und hatte den Chic

einer Pariserin. Vom Hut bis zum Schuh aus Saffian-Leder, war sie wie eine Prinzessin. Sie beteuerte ernsthaft, daß ihre Toilette sie nichts, rein garnichts kostete; denn sie hätte ihre Quellen, fügte sie geheimnisvoll hinzu. Damals war ich ein harmloser Junge, und viel, viel später begriff ich erst den verborgenen Sinn ihrer Erklärung, die doch ganz der Wahrheit entsprochen hatte.

Ad. II. Ein Bild in großem Format. Es stellt ein Mädchen mit langen, braunen Locken, sprühenden Augen, und einem leise geöffneten Mund dar. Klarissa Schwartz, eine Geigerin vom Rhein.

Sie empfing mich in einem kleinen japanischen Zimmer. Und aus echt japanischen Tassen schlürften wir zwischen 5 und 6 unseren Thee. Dann sang sie mit einer entzückenden, kleinen Stimme Lieder von Brahms, sich selbst am Klavier begleitend.

Das gab unsrer Liebe einen feinen Ton und unserm Abschied einen Schimmer von Wehmut.

So gehe ich durch die Abenteuer meiner Jugend, und Marianne hört mir aufmerksam und ernsthaft zu.

Ganz unvermittelt nimmt sie das Bild meiner

Frau und sagt: — Sie ist anders, ganz anders und mit diesen allen nicht zu vergleichen.

Es liegt in diesen Worten ein Ton von Ehrfurcht.

Zum ersten Mal spricht sie ohne Scheu und offen, wie es ihre Art ist, über meine Frau. Und klar und ruhig sieht sie mich dabei an.

Ich antworte mit fester Stimme: — Unser ganzes Leid war, daß unsere Naturen sich gegen einander empörten. Zwei Menschen, die sich nie hätten sehen dürfen, die eine böse Stunde zusammengekuppelt. Aber darin hast Du recht, daß sie besondere Eigenschaften besitzen mußte, da ich willens war, mit ihr den ganzen, langen Weg zu gehen. Das sei genug für heute; denn dieses ist ein feiner, allzu feiner Punkt.

Marianne fährt unbeirrt fort: — Ich glaube, sagt sie langsam, daß in Dir eine Hoffart, ein Stolz und eine Herrschsucht sein können, die eine Frau zur Verzweiflung zu bringen vermögen. Und indem sie das Bild von neuem prüfend betrachtet: — Ich lese in ihren Zügen Schmerz und Verbitterung, und ich lese, wie sie sich gegen Deine gewaltsame Art aufgelehnt hat.

Ihre Worte erschüttern mich, und ich antworte

in leiser Bitterkeit: — Sie hätte mich nur begreifen, ein bißchen begreifen müssen.

Es tritt eine kurze, bange Pause ein.

Sie wendet sich von mir ab.

Ich rufe ihren Namen.

Wie ein gehorsames Kind kehrt sie sich um. Aber die Arme hängen ihr schlaff herab, und ihr Gesicht ist voll von Gram, und in ihren Zügen arbeitet eine innere Erregung, deren sie nicht Herr zu werden vermag.

Mit sanfter Gewalt spreche ich auf sie ein und suche, sie zu sich selbst zu bringen.

Sie schüttelt nur den Kopf und blickt mich an, wie eine, für die es keinen Trost giebt.

— Niemandem schulde ich Verantwortung, bringt sie kaum vernehmlich hervor, nur ihr und Deinen Kindern. Das will ich nie vergessen, fügt sie noch leiser hinzu.

Das war das letzte, was Marianne an diesem Abend sprach.

XVII.

In den nächsten Tagen ist sie von einer nervösen Fahrigkeit und einer beständigen Unruhe. Sie kommt kaum auf eine Viertelstunde herauf, schützt dann irgend etwas Dringendes vor und ist bereits fort, bevor ich sie noch stellen kann.

Die Zeit der Leiden beginnt.

Ich bin reich, wenn sie es will und elender als mein Hund, wenn sie heute von mir geht.

Mein ganzes Leben ist auf sie gestellt.

Ich weiß es und will doch nichts von ihr, als sie sehen und empfinden.

XVIII.

Ich sitze in meinem Zimmer und horche auf ihre Schritte. Jeden Augenblick kann sie eintreten, und von Minute zu Minute steigert sich die Angst meines Wartens.

Ich weiß, daß sie kommt, aber daß sie sich nicht eilt, zu kommen, daß sie mich in dieser Ungeduld läßt, verbittert mich.

Ich durchmesse mit großen Schritten das Zimmer.

Ich versuche zu lesen.

Ich werfe das Buch in den nächsten Winkel. Vielleicht, daß ich schlafen kann, schlafen wie ein Kind, um so über die endlose Zeit hinwegzukommen.

Da auf einmal habe ich die Gewißheit, daß sie überhaupt nicht kommen wird. Nicht heute, nicht morgen . . . Ich kann von neuem meine Koffer packen, der Weg nach London ist frei.

Ich friere . . . Aber ich warte dennoch. In dem geheimsten Winkel meines Innern beginne ich meine Empörung zu beruhigen.

Gott allein weiß, was sich alles ereignet hat.

Vielleicht liegt sie krank und elend in ihren Kissen, vielleicht . . .

Ich fasse mich plötzlich an meine Stirn und frage mich furchtsam, ob ich bei Sinnen bin. Sie muß, muß ja kommen.

Um 10 Uhr abends verlasse ich müde und zerschlagen mein Zimmer.

Sie war nicht da und hat mit keiner Silbe ihr Ausbleiben entschuldigt.

XIX.

Der nächste Abend und mit ihm die nämlichen Leiden.

Mir ist nur eins klar: Um jeden Preis muß ich mir Gewißheit schaffen. Ob ich geraden Wegs in das Atelier gehe? . . . Aber wenn wir uns verfehlen, und sie inzwischen zu mir kommt? . . .

Nein, ich warte.

Heute muß sie kommen!

6 Uhr.

Noch ist mein Zustand erträglich.

1/4 7.

Ich beschließe, nun doch zu ihr zu gehen.

Aber auf dem letzten Treppenabsatze halte ich inne. Ich habe die Gewißheit, daß sie in dem Augenblick in mein Zimmer treten wird, wo ich bei ihren Leuten die Klingel würde halb abgerissen haben.

In dumpfer Verzweiflung gehe ich wieder hinauf. Ich will ruhig, ganz ruhig sein und kalten Blutes, mit nüchterner Objektivität prüfen. Nur an der Hand von Thatsachen werde ich meine Schlüsse ziehen.

Fall 1.

Sie ist ein verwegener Mensch, der von einem Abenteuer zum andern eilt. Sie hat mit dir ihr übermütiges Spiel getrieben und tritt jetzt in aller Gemächlichkeit den Rückzug an.

Die Hypothese wird mit hellem Lachen abgelehnt. Aus dem Holz ist sie nicht geschnitten.

Fall 2.

Sie ist leicht entzündbar. Hat es selbst mir eingestanden. Denn einige Passionen hatte sie bereits. Ich brauche mich nur an den Maler zu erinnern.

Irgend ein elender Mensch ist ihr also in den Weg getreten und hat sie bethört. Er hat ihre Schönheit erkannt, ist ledig und begehrt sie. Denn hier muß eingeschaltet werden, daß ich wie ein Blinder herumgegangen bin, daß mir erst in den Tagen von Liebe und Leidenschaft ihre Schöne aufgegangen ist. Ich will sie nicht schildern. Kann es auch nicht. Nur ganz nebenbei: Der kleinste Handschuh ($5^3/_4$) ist für sie zu groß. Und schlanker

ist sie als eine Königstanne. Und geht auf Füßen, die winziger als die eines Kindes sind.

Ergo entbehrt diese Annahme nicht der Wahrscheinlichkeit. Kommt hinzu: Wir beide wissen nur zu gut, daß zwischen uns nichts, nichts als gute Kameradschaft sein darf.

Es beginnt Nacht zu werden.

Das weiße Licht erleuchtet bereits die Straßen, und inmitten des tief blauen Himmels steht die volle Mondscheibe, von einem gelben Hof umgeben.

Das Mondlicht thut mir weh.

Jetzt erst glaube ich es deutlich zu wissen, daß sie mir mehr ist als eine flüchtige Laune, als das Geschenk eines Tages, daß sie und ich, und mag sich alles dagegen auflehnen, eine Strecke Weges gehen müssen.

Ich weise meine Angst und meine klägliche Eifersucht zurück.

Wer mich so angesehen wie sie, der gehört mir — und nur mir.

Aber wie ein Holzwurm, der in einem alten Gehäuse sein Wesen treibt, nagt und bohrt in mir der Zweifel.

Die Uhr schlägt die siebente Stunde.

Ich möchte die Uhr zertrümmern, Pendel

und Gewichte in die Ecke schleudern und meinen Zorn an ihr auslassen.

Sie schlägt mir zum Unglück.

Sie schlägt die siebente Stunde, und Marianne kommt nicht.

Wenn mir jetzt mein Hund in den Weg tritt, so schlage ich ihn tot.

Ich bin im Fieber und habe keine Besinnung mehr.

Es giebt kein schwereres Verbrechen, als einen Menschen, den man liebt, zu mißhandeln.

Und sie mißhandelt mich. Sie mißhandelt mich — das steht fest.

Hut auf, Mantel um, hinaus, nur hinaus ....

Die Gesichter des Kaffeehauses, der Alltag, die letzten Depeschen aus Paris — sie werden mich besänftigen.

Ich reiße die Thür auf .....

Aber da steht sie vor mir, demütig, den Körper ein wenig gebeugt, mit einem flehenden Gesichtsausdruck und der stummen Bitte: Ja nicht fragen.

Ich zünde schweigend das Licht an.

In mir ist etwas von einem besinnungslosen Schmerz, und gleichzeitig erwacht von neuem dieser Verdacht, der mich all die Stunden gepeinigt hat.

Ich will sprechen, aber kein Wort kommt aus meiner vertrockneten und zugeschnürten Kehle.

Plötzlich sieht sie mich durchdringend an und ändert ihre Haltung. Sie steht stolz und gerade aufgerichtet vor mir. Es flirrt in ihren Augen, und mir ist es, als ob die auf einmal hell und heller würden.

Sie weiß, was ich sie fragen will, ohne daß ich einen Laut von mir gegeben.

Sie hat es in meinen Zügen gelesen.

Ich sehe, wie sie mit sich ringt, wie sie die winzigen Hände zusammenpreßt, und wie ihre Lippen sich hochmütig kräuseln.

Dann wendet sie sich von mir ab und will hinaus. Aber noch nicht an der Thür, da ist es mit ihrem Widerstand vorbei.

— Du . . . Du . . . Das glaubst Du von mir, bringt sie schluchzend hervor, und dann lehnt sie sich wie gebrochen an.

Und in ihrem Gesicht ist kein Stolz, kein Zorn, kein Hochmut. Ihr Gesicht ist weich, ist demütig.

Sie beugt sich vor mir, obwohl ich sie an der Stelle getroffen, wo sie eine Wunde tragen muß, die lange, lange offen bleiben wird.

XX.

Nach diesem Tage herrschte zwischen uns jene Art von Verstimmung, die verliebten Menschen so süß und so bitter zugleich ist. Sie fühlen sich einander näher, ihre Nerven sind gleichsam ineinander geflochten, während äußerlich ein gewisser Abstand sie trennt.

Eines Abends nahm Marianne dieses Hindernis wie eine mutige Reiterin und sprach: — Ich will, daß es wieder klar zwischen uns ist, ich will, daß Du mich weder zu gut, noch zu schlecht beurteilst, so wie ich bin, möchte ich Dir lieb sein. Ich habe meinen Stolz und ich habe meinen Trotz. Meinen Stolz mußt Du ehren, und meinen Trotz darfst Du brechen. Aber beides macht mich oft widerborstig und den Meinigen zur Qual. Mein Vater behandelt mich mit einer gewissen Strenge und Furcht, weil ich seine Autorität, wie er sagt, anzutasten

wage, und meine Mutter sucht mich zu bekehren und ist außer sich, daß ich so geraten bin. Sie fragt mich beständig, ob ich denn meine, daß ich ihr und dem Vater nicht sauer geworden sei. Beide prophezeien mir ein böses Ende, und das mag wohl das einzige sein, worin sie recht haben. Das alles habe ich Dir gesagt, damit Du weißt, wie ich bin, Du sollst gewarnt sein und in mir keinen Engel sehen, denn es ist sicher, daß ich viel Teuflisches habe.

Das sagte Marianne in einem Ton, der frei von Renommisterei war und ernst und wahr klang.

Darauf erwidere ich: — Ich liebe Dich in Deiner Wahrhaftigkeit. Und dazwischen mischt sich nur die eine Furcht, daß Dein klarer Blick auch in mein Inneres dringen wird. Gott aber wolle es verhüten, daß Du mir eine strenge Richterin wirst. In meiner Not wende ich mich an Gott.

Bei meinen letzten Worten zuckt es um ihre Lippen. Sie will nicht, daß ich von dem spreche, was ihr innerlich ist. Aber die Wolken des Unmuts verflüchten sich bald.

Mit weit geöffneten Augen, aus denen das tiefste und innigste Gefühl leuchtet, sagt sie: — Du könntest

sein, wie Du wolltest, Du bliebest mir immer der beste und einzige Mann.

Und nun erzählt sie mir, wie sie es mit Aufbietung aller ihrer Kräfte habe versuchen wollen, ob sie von mir lassen könnte, um meiner Frau ... um meiner Kinder willen habe sie es versucht. Aber der eine Tag, an dem sie ausgeblieben, habe sie ihr Herzblut gekostet; es sei, setzte sie fröstelnd hinzu, über ihre Kraft gegangen, sie sei ja auch nur ein Mensch.

Sie schloß die Lider und lehnte sich an mich.

Nach einer kleinen Weile sagt sie: — Es giebt nur eine Seele, mit der ich über Dich sprechen könnte.

Und als ich sie fragend ansehe, fügt sie hinzu: — Dies ist meine Tante Sibylle. Bei uns zu Hause mehr als die Sünde verfehmt. Wenn mir der Vater etwas anthun will, so sagt er in aufrichtigem Zorn zu meiner Mutter: Du wirst sehen, sie schlägt nach ihr und wird uns die bittersten Stunden bereiten.

Ich dringe in sie, mir von Tante Sibylle zu erzählen, die jetzt in mein Leben als ein Mensch tritt, dem ich außerordentliches Interesse entgegenbringe.

— Tante Sibylle, sagt sie mit silbernem Lachen, ist revolutionär. Sie hat eine besondere Vorliebe für Trauungen auf Helgoland; liest die schlimmsten Bücher, ist ihrem Mann in ganz jungen Jahren davongegangen und fragt weder nach Gott, dem König oder dem Teufel. Sie kennt keine anderen Gesetze, als die, welche die Vernunft ihr vorschreibt.

So ungefähr sieht meine liebe Tante Sibylle aus. Doch Du kannst Dir daraus keine Vorstellung von ihr machen, Du mußt sie selbst sehen und sprechen.

Und ganz leise und gedämpft setzt sie hinzu: — In der schwersten Stunde meines Lebens werde ich bei ihr eine Zuflucht finden, und darum will ich, daß Du nur gut von ihr denkst und bei Gelegenheit näher ihr trittst.

Das versprach ich ihr.

XXI.

In diesen Tagen gab es Stunden, wo ich aufrecht auf dem Wagen meines Schicksals stand, die Peitsche froh durch die Herbstluft sausen ließ und auf die Rappen einschlug, auf daß sie mich in rasendem Galopp eine Strecke Wegs davontrügen. Ich hielt die Zügel in festen, sicheren Händen, und wenn die edlen Tiere sich aufbäumten, so meisterte sie meine Kraft. In unsagbarem Hochgefühl glaubte ich, meinem Ziele immer näher zu kommen.

Und heute bin ich aus dem Wagen geschleudert, und die Rosse jagen zügellos in die Weite.

Vor mir liegen Bogen überseeischen Papiers, ganz bedeckt mit den klaren, ruhigen Buchstaben meines Bruders, und in einem Couvert daneben befinden sich zwei verschlossene Briefe, die die Schriftzüge meiner Frau tragen.

Mein Bruder schreibt:

Lieber Freund!

Ich habe eine Zeit lang versucht, Deinem sonderbaren Wunsche Rechnung zu tragen; denn ich nahm an, daß es gute Gründe sein müßten, wenn Du Dir die Nachsendung jeder Korrespondenz verbatest. Auch hofften wir von Tag zu Tag, Du würdest anderen Sinnes werden und unverhofft bei uns eintreffen. Nun aber bin ich doch genötigt, Deinen Willen zu durchkreuzen; denn heute Nacht wurden wir durch ein Telegramm aus dem Schlaf aufgestört, das, wie Du aus der Beilage ersiehst, von Deiner Frau ist und ihre Abreise vom Rhein ankündigt, wenn sie nicht umgehend eine Antwort erhielte. Ich habe ihr depeschiert, daß Du noch nicht in London seist, daß wir Dich jeden Tag erwarteten, ich nun aber ihre Briefe sofort Dir nachsenden würde. Denn was sollte ich die Ärmste mit den kleinen Kindern vergebens die weite Reise nach London machen lassen. Es liegt mir vollkommen fern, in Deine persönlichsten Angelegenheiten zu dringen, Dir Ratschläge zu geben oder gar in Dingen, die jeder mit sich selbst abmachen muß, Dein Ver-

trauensmann werden zu wollen. Ich habe Dir nur mitteilen müssen, daß ich Deinen Wünschen nicht Rechnung tragen konnte und habe bei dieser Gelegenheit wieder einmal erkannt, daß Programmmusik im Leben sich nicht durchführen läßt. Ich wünsche Dir in Deinen schweren Stunden Mut und innere Sammlung und bin alle Zeit der Deinige.

Nachdenklich, fast scheu betrachte ich ihre Schriftzüge, dann öffne ich langsam und entschlossen den ersten Brief.

Er lautet:

In tiefster Empörung und bitterem Schmerz schreibe ich dies dem Manne, den ich geliebt habe und jetzt vor mir tief im Staube sehe, im Staube der Roheit, der Feigheit und der Lüge. Mit feiger Brutalität hast Du mich aus meinem Hause getrieben und mich heimatlos gemacht. Auf mir hast Du herumgehackt und herumhacken lassen, wie auf einem Pflock Holzes, bloß um Dich bedauern und bemitleiden zu lassen. Hinter meinem Rücken hast Du mein Haus geschlossen, und wie ein gemeiner Deserteur bist Du geflohen vor Pflicht, Recht und Ehre. Wie männlich! Mir, der

Du nicht das Geringste nachsagen kannst, außer daß mein Mann mir mehr war als die Kinder, daß ich um das, was ich um Dich gelitten, die Kinder vergessen habe. Die Frau, die man geliebt hat, schutzlos und verlassen mit ihren Kindern preiszugeben — das übers Herz zu bringen — ich kann es nicht fassen. Welche starken Hände und wie viele mögen Dich gehalten haben; denn dieser Schlechtigkeit wärst Du nicht fähig gewesen. Versteckt hinter die Schürzen seiner Schwestern, wie männlich! Wohlgeborgen im Hause seines Bruders und ich mit meinen Kindern heimatlos, vogelfrei! Ich greife mich wie toll beständig an meinen Kopf und frage mich: Wie war das möglich? Bis in meine Todesstunde werde ich Dir das nicht verzeihen. Mit einer beispiellosen Grausamkeit bist Du mit mir umgegangen. Was habe ich denn gethan? Habe ich vielleicht die Ehe gebrochen? Aber auch dann hättest Du mit mir nicht schlimmer umgehen können; denn wie eine ehrvergessene Magd hast Du mich von meinem Herde getrieben. Ich kann das alles nicht begreifen. Von wem ließest Du Dich bearbeiten? Denn

solche Niedrigkeit kam nicht von Dir. Aber denen, die Dir geholfen, danke nicht; denn was sie erreichen wollten, wird niemals sein. Glaubst Du denn, daß Du ohne mich leben kannst? Du kannst es nicht, Du kannst nicht von mir lassen! Wir hängen aneinander! Du an mir, ich an Dir, ich ziehe Dich mir nach! Bis in den Tod, wenn es sein muß! Ich allein und nicht die Kinder! Schüttele alles ab und komme zu mir. Wir gehen nach München und leben dort allein, fern von denen, — die zwischen uns waren und nur Deinen Äußerlichkeiten schmeichelten; aber verstehen können sie Dich nicht. Trotz alledem, was zwischen uns vorgefallen — nur ich kann Dich verstehen. Du weißt es ja auch, daß wir nicht von einander lassen können. Sieh, wie ich Dich liebe, Du mußt es ja aus diesem Brief ersehen. Wie müßte ich Dich verachten; aber ich weiß, Du warst es nicht. Und dann, ich habe Dich lieb. Schüttele alles ab und komm zu mir, Du wirst ein anderer Mensch. Ach könnte ich hinfliegen in Deine Arme, Deine Lippen fühlen und Dein Herz klopfen hören! Wir verkaufen, was wir haben, nehmen

uns nur das Notwendigste und sind freie Menschen. Fort, weit fort von Berlin! Denkst Du noch an den Abend nach meinem Anfall, wo wir so sehr glücklich waren, uns wieder zu haben. Mir schwindelt vor Glück, daran zu denken, nächste Woche wieder an Deiner Brust zu liegen. Glaube mir, Du bist nur krank, nervös und verbittert und deshalb ohne freien Willen. Niemals hättest Du das gethan. Die ganze Zeit lebte ich unter einem furchtbaren Druck, er ist während des Schreibens abgefallen, da ich das weiß. Gehe heimlich fort, sie brauchen es nicht zu wissen. Wie sollten sie auch ahnen, daß nichts, niemand uns zu trennen vermag, daß wir uns so lieben. Ich bin darin so stark, daß ich Dich mit mir ziehe. Nimm alles, was ich besitze, nimm meinen letzten Groschen. Ich weiß, Du bist nicht der niedrige Mensch, der uns dann verkommen läßt. Du wirst gesund werden und stark, und wir werden dann erst leben und uns lieben.

Dein Weib.

Mit verstörtem Gesicht lese ich den Brief ein zweites und ein drittes Mal, ich lese ihn Silbe

für Silbe, bis ich ihn ganz begriffen zu haben glaube, und bis ich meine, in ihre letzte Herzensfalte zu sehen. Ich bin verstört, weil ich mit ihr leide, weil ich weiß, daß trotz der bittersten Konflikte diese vier Jahre in Wahrheit einen unlösbaren Zusammenhang geschaffen haben, der, auch wenn die Kinder nicht wären, bestehen würde.

Und dennoch lebt sie in Wahnvorstellung, wenn sie glaubt, daß ich noch einmal dies Joch auf mich nehmen könnte, wenn sie in der verworrenen Vorstellung lebt, ich sei von außen zu meinem Entschluß gedrängt worden, ein schwaches, willenloses Werkzeug in den Händen der Meinigen, die sie haßt.

Diesem Teil ihres Briefes setze ich ein kaltes Hohnlächeln entgegen. Ich bin mir klar, daß sie sich selbst belügt, wenn sie mir Feigheit vorwirft; denn wie oft habe ich von ihr Trennung verlangt, und mit welchen Waffen bekämpfte sie mich. Und hätte ich Auge in Auge, rechtschaffen und ehrlich unser Auseinandergehen ermöglichen können, ich gäbe Jahre meines Lebens dafür hin. Aber dessen bin ich sicher, vor keinem Gewaltakt wäre sie zurückgeschreckt, um mich zu halten. Und sie in ihrem jammervollen Anblick, in ihrer zu Allem fähigen Verzweiflung

hätte ich nicht ertragen können. Ich war brutal, indem ich das Haus schloß und auf kaltem, starrem Papier ihr meinen Entschluß mitteilte. Ich war brutal, aber ich mußte es sein, wollte ich noch einmal in die Freiheit, in das Leben zurück. So wahr mir mein Gott helfen möge, so wahr ich um ein leichtes Sterben bitte, ich konnte nicht anders! Ihr Schicksal geht mir nah, unendlich nah; ich weiß, daß ich sie mit Füßen trete, um selbst aufrecht gehen zu können.

So ist das Leben gemein und erbarmungslos, und das nennen wir dann den Kampf ums Dasein. Der Stärkere hat recht, hat immer recht.

Aber dann komme ich zu dem andern Teil ihres Schreibens, wo ich hart, hart wie Eisen werde.

Ich komme hinter das Geheimnis ihrer Frauennatur, ich komme hinter einen neuen Tric, der mich verletzt und mein ganzes früheres Elend noch einmal in ein grelles Licht rückt. Wie ein willenloses, krankes, schwaches Kind will sie mich behandeln. In ihrer Frauenverschmitztheit will sie mir goldene Brücken bauen, mich will sie frei sprechen, von mir will sie das helle Bewußtsein meines Handelns nehmen, indem sie mich körperlich und geistig zum Krüppel macht.

Ich lache laut und höhnisch.

Wie schwach und willenlos muß ich in der That dieser Frau gegenüber gewesen sein, wenn sie selbst jetzt noch so mit mir zu kämpfen wagt.

Und dann rührt sie mich wieder in ihrem unerschütterlichen Glauben an unsere Liebe, in ihrem verzweifelten Flehen, in ihrer Trostlosigkeit.

Und dann schlage ich die Faust auf den Tisch, wenn ich lese, wie sie voll Hochgefühls und Siegerwahnsinns schreibt: Ich ziehe Dich mir nach, ich allein.

Und was soll ich dazu sagen, wenn sie mir schließlich ihren letzten Groschen als Köder anbietet und mich wie einen sich zappelnd wehrenden Fisch noch einmal in ihr Netz fangen will?

Du allerärmste Dorothea!

Der zweite Brief.

> Du hast auf mein erstes Schreiben nicht geantwortet, dies macht mir klar, wie tief ich mich gedemütigt habe. Ich habe die letzte Hälfte meines Briefes in einer Stimmung geschrieben, die Du als Künstler verstehen wirst und mußt. Ich selbst habe nur so lange ich schrieb daran geglaubt, geglaubt, daß Du kommen mußt und geglaubt, daß meine Arme

wieder für Dich geöffnet sein könnten. In dieser Stimmung war mir meine Frauenwürde, mein Stolz, alles, was ich früher besessen habe, und was auch jetzt wieder erwacht ist, nichts. Ich habe in dem Augenblick nur meine ganze frühere Liebe gefühlt. Nun bin ich ruhiger, wenigstens stundenweise ruhiger, und darum will ich die Dinge zu erörtern versuchen, die für mein und der Kinder künftiges Leben notwendig sind. Ich meine das nicht nach der materiellen Seite; denn mit dem, was Du für mich und die Kinder aussetzen wirst und mit meinen Zinsen werden wir auskommen, so gut oder schlecht es gehen will. Ich kann sparen, und auch bei knapperer Kost werden wir bestehen. Ich will gern die Einsamkeit und Freudlosigkeit der nächsten Jahre tragen, bis, wie Du in Deinem Abschiedsbriefe schreibst, unsere Bitterkeit sich gelegt hat, und ich will sie ertragen, wenn Du Dich ohne uns glücklicher fühlst und arbeiten und Gutes arbeiten kannst. Du mußt uns nur nicht ganz verlassen, uns nicht völlig von Dir stoßen, ich fühle mich ja so hilflos der Welt gegenüber. Unser Verhältnis muß doch so geregelt

werden, daß wir uns freundschaftlich schreiben können, und daß ich Dich wegen der Kinder immer um Rat fragen kann, den Du ihnen als Vater nicht vorenthalten wirst. Du sollst bestimmen, ob wir in Berlin, oder sonst wo leben sollen: In Berlin, wenn Du wünschest, daß Dir die Kinder manchmal geschickt werden; denn ich weiß ja, daß Du es nicht lange in dem kalten London aushalten wirst. Ich werde mich Dir nicht aufdrängen, auch in Deiner Nähe nicht, aber Du mußt die Schmach von mir nehmen, ohne Einverständnis davongetrieben worden zu sein. Von Deiner Ehre als Mann verlange ich das! Das darf ich verlangen als Mutter Deiner Kinder! Was nachträglich gut zu machen ist, muß geschehen, ich kann so nicht leben. Deine armen Kinder: Fritzel, der neulich durch eine unvorsichtige Bemerkung so außer sich war und schluchzend schrie: — Mein Vater ist tot! Und Lotte, Dein Herzenskind, die sich beständig Papierschnitzel sucht und schreiben will: — Lieber Vater, sei doch so gut und komme wieder, ich schenke Dir auch was ganz Schönes und so viel schöne Kneifeküsse, lieber

guter Vater! Soll ich Deinen Kindern kein Wort sagen können? Soll ich nicht einmal wissen dürfen, wo ihr Vater ist? Fühlst Du nicht selbst das Bedürfnis, zu hören, wie es Deinen Kindern geht? Ich bin völlig ratlos, was ich thun soll. Die Verwandten fangen schon an, uns mit scheelen Augen anzusehen. Man liebt Unglückliche nicht, sie stehen allen im Wege. Fürchte nicht, daß ich Dir noch einmal mit Bitten und Liebesversicherungen kommen werde. Die Gefahr ist vollständig vorbei. Aber ich muß und will mit Dir in einem schriftlichen Verkehr bleiben, ich muß, wenn ich nicht zu Grunde gehen soll, wenigstens wissen, was in Dir vorgeht, und so will ich, daß Du Dich um unser Wohl und Wehe kümmerst. Du darfst nicht bei lebendigem Leibe für uns tot sein. Deine Sorge gehört uns — uns allein. Ich will mich Deinen Anordnungen fügen und Dir noch danken, wenn Du mich und Deine Kinder nicht ganz vergessen wirst. Ich bin so furchtbar müde, ich kann nicht weiter. Gute Nacht!

Dorothea.

Als ich diesen zweiten Brief gelesen hatte, sah

ich nur ihr vergrämtes, blasses Gesicht und ihre halb gebrochene Gestalt. Zur Rechten klammert sich an sie mein Sohn, dessen blonde Haare bis zu den Schultern reichen, und zur Linken meine Tochter Charlotte, deren dunkelbraune Locken stolz in ihren Nacken fallen. Und dieser Brief voll Demut und Schmerz brach alle Härte in mir. Es war wie in jener Nachtscene: Durch ihre Liebe wurde sie von aller Schuld frei, während die meinige bis ins Unendliche wuchs.

Ich ließ den Kopf auf die Tischplatte sinken und schluchzte in mich hinein.

Ich stand wie an einem Sarg, der etwas verschloß, was mir teuer gewesen war, und ich sah sie plötzlich, daliegend in ihrem Totenbette, und meine Kinder hielten ihre kalten Hände und riefen mit ihren zitternden Stimmchen: — Wach auf, Muttel, wach auf! Und meine Kinder sahen mich an mit diesen angsterfüllten Blicken, die mich richteten . . . .

Ich lese noch einmal ihre letzten Worte: Und ich will mich Deinen Anordnungen fügen und Dir noch danken, wenn Du mich und Deine Kinder nicht ganz vergessen wirst. Ich bin so furchtbar müde, ich kann nicht weiter. Gute Nacht . . . .

Wäre ich gläubig, ich würde die Hände falten: Gott sei ihrer armen Seele gnädig und auch der meinen. Der Glaube fehlt mir .... Ihr und mir kann Gott nicht helfen ....

* * *

Ich stand aufrecht im Wagen meines Schicksals und ließ die Peitsche durch die Herbstluft sausen. Ich hieb auf die edlen Tiere ein, die mit bebenden Nüstern davonjagten und mich weit, weit von allem Elend tragen sollten ....

Und nun liege ich am Wege, und die Rappen jagen zügellos dahin, und der Wagen, der mich und mein Glück tragen sollte, ist längst meinen Blicken entschwunden.

XXII.

Marianne tritt in das Zimmer.

Sie blickt mich an und weiß, daß etwas Außergewöhnliches sich zugetragen hat.

Ihre Lippen schließen sich schmerzhaft aufeinander, und dicht über der Nasenwurzel bilden sich kleine Falten.

Ihr Fraueninstinkt trifft die Wahrheit. Sie leidet, weil sie nicht fragen darf.

Ich weiß, daß sie in diesem Augenblicke den ganzen Jammer unserer Liebe empfindet; denn es giebt in meinem Hause eine Thür, die für sie verschlossen ist.

Hinter dieser Thür lauert das Verhängnis.

Ich sehe, wie an ihrem weißen Hals die Muskeln zittern, ich sehe, wie auf ihrem tiefernsten Gesicht die innere Pein sich spiegelt.

Sie fährt mit der Hand über ihre sonst so klare,

reine Stirn, als wollte sie die Falten glätten und wieder Herrin ihrer selbst werden.

Ich wage es nicht, sie anzublicken.

In meinem Zimmer ist es so still, so furchtbar still. Der eine hört des andern Atem und fühlt den Grabeshauch, der vier Wände streift.

Sie läßt mich plötzlich, lehnt an die Thür den Arm und an den Arm den sorgenvollen Kopf.

Nach einer Weile entzündet sie den Kronleuchter, kommt auf mich zu, und auf ihrem Gesicht ist Friede und ein guter, froher Ausdruck.

Tausend Fragen hat sie an mich richten wollen, tausend bange Zweifel haben sie bewegt, sie aber hat die Fragen und die Zweifel niedergerungen. Und nun steht sie vor mir in ihrem Glauben, in ihrem Vertrauen, in ihrer durch nichts zu erschütternden Liebe. Dabei sieht sie heiter und glücklich aus, ihre Seele hat jene tänzerische Anmut, nach der ein armer Mann zu Tode sich gesehnt. Aber auch ihre Seele hat Tiefen und Abgründe.

Und wenn ich sie jetzt so heiter und so milde lächeln sehe und mir vorstelle, auf welchen Leiden dieses Lächeln wuchs, dann überrieselt mich ein

eisiger Schauer. In dieses Leben greife ich ein, und in dieses Leben bringe ich den tiefsten Gram.

Sie aber umschlingt mich, und ihre Stimme klingt silbern, warm und tief: — Laß alle Sorgen, mein Geliebter, laß alle Bitterkeit, nimm mich und küsse mich. Die Stunde gehört uns. Und am ganzen Körper zitternd, sagt sie's noch einmal: — Die Stunde gehört mir.

In diesem Augenblick habe ich sie an mich gezogen, nicht wie man sein Weib, wie man die geliebteste Frau in seine Arme nimmt, in diesem Augenblick empfand ich vor ihr Demut.

Ich erhob mich und bat sie, eine Weile allein zu bleiben, gab ihr die Briefe meiner Frau und verließ sie.

Als ich nach einer langen Weile wieder in mein Zimmer trat, war Marianne nicht mehr da.

Auf einem weißen Bogen standen die Worte: Ich kann nicht von Dir lassen. Marianne.

Auf dem weißen Bogen waren die Spuren heißer Thränen, und diese Thränen brannten in meinem Herzen.

Ich blickte in das Dunkel, über das ein von Sternen durchleuchteter Himmel sich wölbte.

Draußen war die tiefste Klarheit, und hier drinnen hatten verzweifelte Menschen gegen die Finsternis gerungen.

XXIII.

Der Doktor steht an meinem Bett und macht ein verdammt ernsthaftes Gesicht.

— Mein Lieber, sagt er, von Aufstehen kann gar nicht die Rede sein.

Und als ich ihm widersprechen will, schneidet er mir ruhig und bestimmt das Wort ab: — Sie werden sich gehörig in acht nehmen. Sie haben Scharlach und müssen jede neue Komplikation vermeiden.

Das fehlte mir gerade noch, denke ich, während er am Waschtisch steht.

— Scharlach ist ansteckend, Herr Doktor?

— Man sagt, antwortet er lakonisch, und beim Herausgehen:

— Also auf Wiedersehen. Ich schicke Ihnen eine Wärterin und komme selbst nachmittags wieder.

Meine Stirn ist heiß, meine Pulse klopfen: — Ach bitte, Herr Doktor, noch einen Moment, reichen Sie mir doch vom Schreibtisch Briefpapier, Feder und Tinte.

Er zuckt die Achseln und kommt mit einer verdrießlichen und geärgerten Miene meinem Wunsche nach.

Dann verläßt er das Zimmer.

Liebste!

Der Doktor konstatiert bei mir soeben Scharlach. Scharlach ist ansteckend, sagt er. Darum darfst Du nicht eher zu mir kommen, als bis ich Dir schreibe. Viel schlimmer als meine Krankheit wird meine Sehnsucht nach Dir sein. Du sollst Dir keine Sorgen machen; denn die Krankheit an sich ist bei Erwachsenen nicht gefährlich. Lebe wohl, ich drücke die kleinsten Hände auf dieser weiten Erde.

Dieser Brief geht in das Atelier, damit sie nicht umsonst den Weg zu mir macht.

An meine Frau habe ich, Gott sei's gelobt, einen Tag zuvor geschrieben. Der Brief trägt mit Hilfe eines Freundes den Poststempel München. Sie soll und darf mich nicht in Berlin wissen.

Es steht in dem Schreiben nichts weiter, als daß ich sie bitte, inständig bitte, mich als ihren nächsten und besten Freund aufzufassen. Ich habe nicht anders gekonnt, aber nun möchte ich weiche Rosen, dornenlose, unter ihre Füße liegen, nun möchte ich, was an Güte und Mitleid in mir ist, für sie aufbieten, um zu mildern, was ich ihr anthun mußte.

Diese Worte kommen aus ehrlicher und wahrer Gesinnung.

Ich brauchte meine Freiheit, wie ich die Luft notwendig habe, aber nun fühle ich mich in ihrer Schuld, ich fühle ihren ganzen Schmerz, und ich empfinde, was ich meinen armen Kindern anthue. Ich habe ihnen das Haus zertrümmert. Sie werden vaterlos sein, und ihre ersten Jugendeindrücke werden aus dem Gram und den Thränen ihrer Mutter wachsen. Ich habe mich über sie gestellt, aber ich konnte nicht anders, ich mußte um meiner selbst willen hart gegen ihre zarte Unschuld sein.

Ich fühle, wie das Fieber steigt. Ich bin müde und schließe die Lider.

Aber über- und überall sehe ich meiner Kinder Augensterne.

Ich will mich aufrichten und sinke schwer in die Kissen zurück.

Ich sehe noch, wie eine große Person in einer schwarzen Haube in das Zimmer tritt, dann verfalle ich in einen dumpfen Schlaf.

Als ich nach mehreren Stunden die Augen wieder aufschlage, schreie ich laut auf.

Hat mich das Fieber schon gepackt?

Habe ich Visionen? . . . Ist es wirklich und wahrhaftig Marianne, die an meinem Bette sitzt, totenbleich, angstvoll und vergrämt?

Sie ist es und blickt mich flehend an.

— Kein Wort sprechen, sagt sie, kein Wort sprechen. Ich bin und bleibe bei Dir.

Ich fasse mich an die Stirn, um mir alles zu erklären.

— Du sollst Dich nicht erregen, Du sollst ruhig bleiben, bittet sie ängstlich.

Da sehe ich sie mit einem Ausdruck an, der ihr sagt, daß ich sprechen muß.

— Marianne, wie konntest Du das thun, weißt Du denn . . .

— Ja, ich weiß, Geliebter. Und Du dachtest wirklich, fährt sie fort, ich könnte Dich allein lassen?

Die Gedanken stürmen auf mich ein.

Alle meine Pulse klopfen.

Es hämmert hinter meiner Stirn, es hämmert an meinen Schläfen, und mein Herz thut mir weh!

— Und weißt Du denn, welcher Gefahr Du Dich hier aussetzt? Nein . . . nein, Marianne, Du mußt, mußt auf der Stelle fort!

Sie wird ganz blaß.

— Willst Du mich elend machen, so jage mich davon, sagt sie. Ich fürchte keine Krankheit. Mir kann es nur schlecht gehen, wenn ich nicht bei Dir bin.

Ich richte mich mit aller Anstrengung auf und stütze die Ellenbogen auf das weiße Deckbett.

Ich nehme ihren Kopf und ziehe ihn so dicht zu mir, daß ihr Gesicht meinen nackten Hals berührt.

— Und das hast Du gethan, Marianne, das hast Du gethan? . . .

Ein tiefes Rot bedeckt ihre Züge und verklärt sie, wie die untergehende Sonne die Landschaft.

— Ich bin in meiner Herzensangst zu meinem Chef gegangen und habe ihm gesagt, daß ich für einige Zeit fortmüßte, sollte ich nicht zu Grunde gehen, und daß ich ohne seine Hilfe elend würde.

Ihre Stimme dämpfte sich jetzt.

— Er hat mich gern, fügt sie ganz leise hinzu; er litt unter meiner Bitte und hat sie doch erfüllt. Er schrieb an meine Eltern, daß ich sofort nach Hannover reisen müßte, um vertretungsweise die Leitung seines dortigen Ateliers zu übernehmen.

Sie streichelt meine heißen Hände und sieht mich unter Thränen schelmisch an — Vater und Mutter habe ich eine lange, lange Geschichte erzählt, die sie mir auch glaubten.

— Und nun die Fahrt . . .

Sie lächelt schmerzhaft.

— Nein, davon will ich nichts sagen.

Meine Augen erweitern sich. Sie dringen in diese Mädchenseele und schöpfen ihr letztes Geheimnis aus. Ich weiß, was es ihre Keuschheit gekostet hat, ich weiß es, und in meiner Schwachheit und Krankheit geht dies Bewußtsein wie ein Feuerstrom durch meinen armen Körper.

— Marianne, Du liebes Mariannele . . . .

Da sieht sie mich so glücklich, so froh an, daß ich mich wie im Rausche fühle, nimmt meinen Kopf zwischen ihre Hände und zwingt ihn mit sanfter Gewalt in die Kissen.

Tausend Dinge möchte ich sie fragen, ich wähne

mich stärker als meine Krankheit und will aus vollem Becher trinken.

Aber die Glieder sind mir wie abgeschlagen. Ich wehre mich verzweifelt gegen meine Schwachheit und erliege kläglich.

Der Kopf ist mir wie mit Blei gefüllt.

Weiße und schwarze Gestalten tanzen in bewegten Gruppen auf und nieder und verbergen mir angstvoll die Gesichter. Ich suche sie zu erkennen und vermag es nicht.

Ich stöhne aus gequältem Herzen.

Und jetzt sieht mich plötzlich eine an mit Blicken, die ich nicht ertragen kann.

Ich wehre sie mit tastenden Handbewegungen ab.

Aber sie dringt näher und näher auf mich ein.

Und ihre Augen sind die meiner Frau. Wie kalter, blanker Stahl bohren sie sich in mein Inneres, und alles dreht sich mir im Kreise.

Da auf einmal tritt Marianne dazwischen, und wie ein Erlöster atme ich auf.

Denn sie bringt Frieden . . . Frieden.

XXIV.

Wenn der Arzt ein bedenkliches Gesicht gemacht hatte, als er Marianne das erste Mal sah, so ließ er sich bald eines Bessern belehren.

Sie hat eine unnahbare Art. In ihrem Wesen drückt sich so viel überlegene Ruhe und vornehme Gesinnung aus, daß selbst in solcher Lage jede Zweideutigkeit von ihr genommen ist.

Sie rührt sich nicht aus meiner Wohnung. Sie ruht während der Nacht angekleidet auf der Chaiselongue und lauscht auf meine Atemzüge. Sie mißt das Fieber und legt auf meinen brennenden Kopf die kühlenden Umschläge.

Sie reicht meinen ausgedörrten Lippen den Trunk, der sie labt.

Und sie hält sanft meine Hand, wenn böse Träume mich quälen.

Ich höre sie nicht; denn sie schwebt durch mein Zimmer.

Aber ich fühle ihre Barmherzigkeit.

XXV.

Es beginnt mir allmählich besser zu gehen. Und nun erzählt sie mir aus ihrem Leben und Empfinden.

Sie hat den Drang, daß ich in ihre Seele wie in einen Spiegel sehe. Nichts soll mir verborgen bleiben; was sie erfüllt, möchte sie vor mir ausbreiten.

Eines Tages kommen wir in ein religiöses Gespräch, dessen ich mich mit einer krankhaften Erregung bemächtige. Ich sage in hartem Ton: — An die Legende von Gottes Barmherzigkeit und Güte glaube ich nicht.

Sie sieht mich tief erschreckt an; sie fühlt, daß ihre Evangelien-Auffassung mich zum Widerspruch reizt. Aber sie begreift auch, daß es mir innerstes Bedürfnis ist, mit dem Menschen, der mir nahe, vielleicht am nächsten steht, mich auseinander zu

setzen über das, was mir Erkenntnis und Glauben ist. — Es giebt keine sogenannte göttliche Gerechtigkeit, fahre ich hartnäckig fort, es giebt in der Natur nur einen Kampf zwischen Stark und Schwach. Es ist ein jämmerlicher Trost für die Mühseligen und Beladenen, wenn ihnen die Evangelien das Himmelreich versprechen. Ich vermag auch nichts mit jenen biblischen Gleichnissen anzufangen, die zum Beweise für das Dasein Gottes ausgebeutet werden. Ich empfinde den Drang zu religiöser Stimmung, und in meinen besten Stunden glaube ich an ein höheres Naturwalten, dessen Zusammenhang ich nicht fassen kann, aber die Gott-Personifikation lehne ich schroff ab.

Marianne hat mir angestrengt zugehört, während es auf ihrem Gesicht zu arbeiten beginnt und zuweilen schmerzhaft auf- und niederzuckt.

— Wie man ein Ding nennt, entgegnet sie zitternd, darauf kommt es blutwenig an. Aus ihren Augen dringt plötzlich eine starke und reine Leuchtkraft zu mir, und in festerem Ton fügt sie hinzu: — Man muß die Evangelien in gehobener Stimmung lesen, ihre Größe liegt in der Voraussetzung, daß eine Idealgestalt, wie der Erlöser der menschlichen Sehnsucht entspricht. Es darf nicht die kleinliche

Erwägung aufkommen: es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß Jesus auf das Meer geht und dem Sturm gebietet, daß er mit sieben Broten viertausend Männer speist. Der Heiland, der die Blinden sehend macht, der die Taubenkrämer und Wechsler aus dem Tempel jagt, soll nicht mit dem Verstand, er soll mit dem Herzen begriffen werden. Christus bedeutet einfach den Glauben an etwas Hohes und Ewiges.

So sprach Marianne, und in diesen Worten war ihr Bekenntnis ausgedrückt.

Aber gleich darauf legte sich über ihre Züge ein Schatten.

Und deutlich empfinde ich, daß noch etwas in ihr nach Ausdruck ringt.

Sie blickt mich tief bekümmert und sorgenvoll an.

— So habe ich mir meinen Glauben, mein Christentum zurecht gelegt, bevor ich am eigenen Fleisch litt. Und jetzt kommt eine Stunde, wo alles in mir wankt; denn in mir wächst etwas, das allen Glaubens spottet. Und das, was wächst, was mich beherrscht und dem ich mich beugen muß, Du, mein Geliebter, ist stärker als mein Glaube.

Und plötzlich bricht sie in ein gequältes Lachen

aus, und indem sie die Hände ringt, ruft sie:
— Warum hilft mir in meiner Not nicht Gott?

— Weil, was in Dir wächst, antworte ich ernst, Deine Religon und Dein Schicksal ist, Marianne.

Sie sieht mich voll bangen Zweifels an.

Sie kann es heut noch nicht begreifen, wie ein Mensch von ihrem Glauben, gegen ihren Glauben lieben soll.

Aber morgen, vielleicht schon morgen wird sie mutig und erhobenen Hauptes über die Brücke schreiten.

So ist ihr Weh mein Glück.

XXVI.

Das religiöse Gespräch wird an einem der folgenden Tage von uns fortgesetzt.

Ich suche ihr zu zeigen, daß ihr Bekenntnis brüchig ist.

— Du willst, sage ich, Christus mit Deinem Herzen fassen, wo Dein Verstand sich gegen ihn wehrt. Darin sehe ich eine Art von Selbsttäuschung; denn das ist nicht mehr die Religion der Gläubigen, das streift schon das Programm der Freigeister. Wer glaubt, dessen Verstand schweigt.

Sie wehrt sich verzweifelt gegen meine Angriffe.

— Es ist ja möglich, sagt sie, daß man den Dingen tiefer auf den Grund gehen kann, und daß ein klügerer Mensch sie schärfer zu Ende führt, als ich. Aber gerade so geben sie mir etwas, das sie in einer anderen Form mir nicht sein könnten.

Ich habe erkannt, daß in dieser Frauenlogik eine tiefe Weisheit steckt, und darum ist vielleicht

Mariannens Religion viel intensiver, viel feiner als meine platten Gegengründe.

Es ist die Eigenschaft der Charaktere, daß ihr schönes und sicheres Auftreten in der Begrenztheit ihrer Anschauungen liegt. Das allzu Spekulative das einem den festen Boden unter den Füßen nimmt, weisen sie mit einer feinen Überlegenheit zurück.

Und Marianne ist ein Charakter, ist, wenn ich es besser und schlichter ausdrücken soll, eine Natur im Sinne Goethes.

So sehr sie sich vertieft und entwickelt, sie bleibt naiv. Und nur deshalb vermag sie mich so glücklich, so unaussprechlich glücklich zu machen.

Das ist das Geheimnis ihrer Seele.

Alle ihre Leiden, ich weiß es, werden in ihrem Glauben wurzeln, und niemals, das ist meine bange Furcht, wird sie über den Konflikt hinwegkommen, dem sie jetzt schon gegenübersteht.

XXVII.

In ein paar Tagen kehrt Marianne für ihre Eltern aus Hannover zurück.

Mir will es nicht in den Kopf, daß ihre liebe Gestalt aus meinen Räumen soll. Alles hat sie vergoldet und jedes Ding, auf das ihr Blick traf, schien mir in Sonne getaucht.

Ich weiß: Es ist der größte Glücksfall meines Lebens, daß ich ihr begegnete.

XXVIII.

Liebesleute lernen schnell das Lügen.

Marianne hat Briefe aus Hannover nach Haus geschrieben und die Antwort an meine Frau hatte den Poststempel München getragen.

Dann hatte sie die Eltern durch ihre plötzliche Heimkehr überrumpelt, und es war sehr lustig, als sie mir berichtete, was man daheim für verdutzte Gesichter aufgesetzt, als sie so unerwartet hineingeschneit kam.

Während Mariannens Bericht geraten wir in eine nervöse Lustigkeit, aber wir fühlen gleichzeitig eine uns ganz fremde Scheu.

Wir sind uns in den Tagen des Krankenbettes so nahe gekommen, daß wir uns jetzt vor einander fürchten. Wir ziehen zwischen uns eine Scheidewand von Förmlichkeit und feierlicher Stimmung.

Und jedem von uns bangt davor, daß ein

Augenblick kommen könnte, der diese Wand niederreißen und unserer mühseligen Ruhe und Überlegung, unseren strengen Vorsätzen ein schnelles Grab graben könnte.

Wir sprechen dann von den gleichgültigsten Dingen und meiden unsere Augen.

Aber auf einmal ist es um uns geschehen, wir sehen uns tief ernst an und wenden uns von einander.

Wir empfinden zwischen uns eine unlösliche Einheit und scheuen dennoch vor dem Bewußtsein des letzten und tiefsten Zusammenhangs zurück.

Die Stunde der Erlösung darf uns nicht schlagen.

XXIX.

Marianne fühlt sich in ihrem Wirkungskreise elend.

Sie kann die mitwissenden Blicke ihres Brotherrn nicht ertragen.

Er sprach zuerst kein Wort; er verfolgte sie nur mit seinen Augen, die wie eine schwere Last sie niederdrückten. Sie meidet jede Begegnung mit ihm. Er indessen wird immer dringlicher und deutlicher.

Neulich stellte er sich in Positur und sprach zu ihr: — Für ein anständiges Mädchen giebt es nur eins: Die Ehe, in der sie glücklich wird. Ein Mädchen, das sich in Liebesverhältnisse einläßt und verwegene Wünsche nährt, wird für ihr ganzes Leben gestraft.

Marianne sah ihn mit ruhigem Lächeln an, das ihn momentan verblüffte.

— Und wie denken Sie darüber, fuhr er fort, als er sich wieder gefaßt hatte.

Sie entgegnete mit schneidender Kälte: — Sie haben vollkommen recht, wenn Sie dabei an Ihre künftige Frau dachten.

— Ich dachte dabei an Sie, ergänzte der Brotherr leise.

Marianne that eine hilflose Handbewegung, die der Photograph falsch deutete.

Er wollte sie an sich ziehen und ihr den Weg zum Glücke zeigen.

In diesem Augenblick öffnete jemand die Thür, und Marianne wurde der lästigen Antwort enthoben.

Als sie mir das erzählt hatte, schweige ich eine Weile. Dann sage ich mit einem gequälten Lächeln:

— So bist Du also auf dem Ehewege.

Diese Antwort verletzte sie.

— Du hast es richtig getroffen, erwiderte sie bitter und reichte mir ein Billet, das folgenden Inhalt hatte:

Lieber Freund!

Wenn ich von nun an nicht mehr in Ihr Atelier kommen kann, so müssen Sie das begreifen und mir nicht zürnen. Ich bitte Sie um eine gute Erinnerung. In herzlicher Dankbarkeit

Ihre

Marianne Delius.

Über mein Gesicht leuchtet es, und der Hund, der vor meiner Thür kratzt und unter anderen Umständen noch lange hätte kratzen können, erhält Einlaß.

— Komm, mein Tier, komm, rufe ich ihm entgegen, Du darfst bei unserm Fest zugegen sein, Sie wird nicht Frau Photographin, sie bleibt Fräulein Marianne.

Mein Doktor begreift alles; er macht vor ihr seine Reverenz, er springt an ihr empor und gebärdet sich wie närrisch, so daß sie Mühe hat, seine Zärtlichkeiten abzuwehren.

Sie stimmt schließlich in unsere Heiterkeit mit ein, bis sie plötzlich sagt: — Ihr beide thut gerade so, als ob Ihr eine Neuigkeit erfahren hättet. Was aber, fügt sie nachdenklich und ernst hinzu, soll nun werden?

Sie sieht mich schweigend an, als harrte sie meiner Antwort.

— Willst Du, frage ich zaudernd, bis Du etwas Besseres gefunden hast, unter Wahrung Deiner persönlichen Freiheit es bei mir versuchen? Ich brauche jemanden, dem ich diktieren kann. Für mich, fahre ich hastig fort, wäre dann

gesorgt; denn mit Dir, ich weiß es, müßte das Arbeiten ein Fest werden.

— Ich will, sagt sie einfach. Ich will so gern. Und an meiner persönlichen Freiheit, fährt sie schwermütigen Tones fort, ist mir nichts, gar nichts gelegen.

XXX.

Der Oktober war mit ungeahnter Kälte ins Land gekommen, und es schien, als ob es einen frühen und eisigen Winter geben würde.

In meinem Kamin brennt ein helles und lustiges Feuer.

Ich schreite auf und nieder und diktiere Mariannen.

Jahrelang hatte meine Arbeit gestockt, und die Quelle, die in der ersten Zeit so reich gesprudelt, schien wie ausgetrocknet. Jetzt ist sie zu neuem Leben erwacht. Ein Schaffensdrang, wie ich ihn nie zuvor empfunden, erfüllt mein ganzes Wesen. Kaum kann ich den Augenblick erwarten, wo sie eintritt, glücklich mir um den Hals fällt, die Sachen ablegt, und die Arbeit beginnt.

Ihre Anwesenheit bringt mir Ernst, Stimmung und Freudigkeit. Und dazwischen kann ich sie küssen, und meine innersten Gedanken mit ihr austauschen.

In ihr habe ich den Menschen gefunden, der mich erst zum Bewußtsein meiner Kräfte und zur Erziehung meiner Persönlichkeit bringt. Sie ist von einer großen und schönen Sittlichkeit getragen, und die Anregungen, die ich ihr zu geben vermochte, tragen hundertfältig Zinsen. Sie dringt mit ihrer reichen Natur in das Wesen der Dinge ein und giebt mir verschwenderisch zurück.

Ohne daß ich es merke, beuge ich mich vor ihr. Sie ist der vornehmere, der von Natur gütigere und bessere Mensch, und ihr Einfluß ist es, wenn kleinliche und bittere Anschauungen, die sich in mir festgefressen hatten, langsam zu weichen beginnen. Ihre Liebe wandelt mich.

Ein gelehrter Freund von mir sagte einmal: — Im Leben eines Forschers kommt alles darauf an, daß er seine geistigen Ahnen entdeckt. Und darin besitze das Genie eine untrügliche, unfehlbare Sicherheit.

— Im Leben des gewöhnlichen Menschen, sage ich, läuft alles darauf hinaus, das Wesen zu finden, das ihn begreift, versteht und erfüllt.

Ich fand Dich, Marianne, in einer Stunde, wo ich all mein Hoffen begraben hatte.

Durch Dich hörte ich in meinem Innern die

Glocken von Vineta läuten. Denn ein jeder Mensch, der vor seiner Zeit zu Grunde geht und versinkt, gleicht dem alten Vineta.

Du, Marianne, zogst mich empor in zwölfter Stunde, Du richtetest meinen Blick auf starke Ziele und gingest sanft über jene Unbeständigkeiten und Härten hinweg, die einen Grundzug meines Wesens ausmachen. Du wolltest, was in mir gefesselt war, lösen; aber niemals machtest Du den Versuch, gegen meine Natur anzukämpfen. Das will ich Dir danken, so lange ein Atemzug in mir ist.

Ein Weib muß sein, wie die sonnendurchzitterte Luft, die man zum Leben braucht und niemals spürt.

Ich brauche Dich, Marianne, um zu leben, ich atme Dich mit allen meinen Poren ein, und Du bist warm und licht und hell und flüssig, wie die von Sonne durchzitterte Luft.

Ich spüre Dich nur mit Entzücken.

XXXI.

Auf die eisigen Oktobertage war es noch einmal warm wie im Frühling geworden, so daß man sich mitten in den Mai versetzt glauben konnte.

Wir legen Papier und Feder in die unterste Lade und ziehen ins Freie.

Es ist ein Vormittag, wie Gott ihn nur den Glücklichen beschert.

In stiller Freude ziehen wir dahin. Kein Mensch stört uns; denn die anderen gehen den Pflichten des Werkeltages nach.

Als wir draußen in der Kolonie Grunewald anlangen, da meinen wir, unser Reich zu betreten.

Nicht einer Seele begegnen wir.

Die kleinen Straßen mit den schmucken Häusern sind wie ausgestorben.

Wir gehen ohne Ziel und Plan und atmen die warme Luft ein. Unsere Augen hängen an den

Farben des Herbstes. Das in der Sonne leuchtende Laub der Bäume ist bran und rot und gelb und grün, und schwarze Fichten schieben sich in düsterer Majestät dazwischen. Und die Birken bewegen ihre feinen Zweige. Ihre weißen Stämme heben sich von den dunklen Bäumen zart ab. Und immer neue Farben tauchen auf, und immer glitzernder und wärmer scheint die Sonne, die alles vergoldet.

In tiefem Entzücken empfinden wir die sterbende Natur, die sich noch einmal gegen ihr Geschick aufbäumt.

Die Mutter Erde lächelt ob des Widerstandes, als wollte sie sagen: — Was jetzt noch lebt und webt, alles, alles ist mir verfallen, alles nehme ich auf in meinen dunklen, unergründlichen Schoß. Aber wenn der Frühling wiederkommt, dann feiern wir das Fest der Auferstehung, und was zu Staub zerfallen ist, keimt und blüht empor, schöner denn je.

Wir schreiten dahin, und das trockene Herbstlaub knistert nuter unsrn Füßen.

Marianne drängt sich enger an mich und sagt traurig: — Wir sind bei etnem Hochzeitsfeste.

Im ersten Augenblick begreife ich sie nicht und sehe sie erstaunt an.

— Siehst Du denn nicht, fährt sie in nervöser

Hast fort, wie das gefallene Laub sich mit der Erde vermählt?

Mir ist's, als ob es sie bei diesen Worten fröstelte.

Ich gebe keine Antwort.

In tiefem Schweigen durchqueren wir die Straßen mit den bescheidenen Landhäusern und vornehmen Villen.

Und dann liegt auf einmal Hubertus vor uns. Und von einer seltsamen Schwermütigkeit befallen, blicken wir in das kleine, dunkle Wässerchen, das der Landschaft eine leise Melancholie leiht.

Mariannens Gesicht hat sich eigentümlich gerötet, ihre Pupillen glänzen wie durchsichtig, und auch mich hat eine Stimmung ergriffen, die mich fern von allen Sorgen trägt und der Welt entrückt.

Wir schreiten nebeneinander und fühlen uns eins. Jeder innerste Gedanke des einen liegt frei vor dem andern. Und in diesem Augenblick kommt es uns erbärmlich vor, daß wir uns gegeneinander wehren.

Unsere Stunde hat geschlagen.

Wir hören den Klang der Hochzeitsglocken und fühlen uns frei von Schuld.

Und der blaue Himmel lacht über uns und

unserer Liebe, die alles gewähren wird und muß.

Von tiefster Demut erfüllt, einträchtig, Hand in Hand, wortlos treten wir den Heimweg an ....

Die ersten Schatten der Dämmerung liegen über meinem Zimmer und geben ihm einen Ton, der zu uns stimmt.

Ich trete vor Marianne im höchsten Glücke hin, aber erschreckt wende ich mich ab.

— Du weinst? frage ich leise.

Sie zieht mich mit starken Armen an sich.

— Ich weine vor Freude, entgegnet sie, und ihre Stimme vibriert, und indem ihr Gesicht plötzlich jenen Zug tiefster und gesteigerter Frömmigkeit annimmt, sagt sie: Ich liebe Dich von ganzer Seele, von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt.

Die Dämmerung sinkt schwerer herein und legt über unser weißes Glück einen dunklen Schleier ...

Viel, viel später fiel es mir ein, daß sie in der Stunde, wo sie in vollem Bewußtsein mit ihrem ganzen früheren Leben brach, das innigste Wort für mich aus dem Brunnen schöpfte, der bis dahin ihr letztes Bekenntnis geborgen hatte.

XXXII.

Ich bin ein Fürst und trage eine Krone und Du, Marianne, hast mich gefürstet. Ich bin ein Fürst von Deinen Gnaden.

Man wird im Unglück fromm, man kann es auch im Glücke werden.

Ich mache mit Gott meinen Frieden; ich kehre zu ihm zurück. Ich will glauben, will demütig glauben — — wenn mir mein Glück erhalten bleibt. Kein Zweifel soll dann an mir nagen. Ich kehre zu religiösem Denken zurück, nicht wie ein Mensch, der Schiffbruch gelitten und in geistigem und körperlichem Bankerott sich an den schwarzen Pfaffenrock klammert, bei Weihrauch und Orgelklang seine schmerzlichen Erlebnisse sanft und müde verklingen läßt . . . . ich kehre zur frommen Einfalt zurück auf dem Gipfel meiner Erkenntnis und meines Glückes; denn jeden und jeden Tag

giebt es für mich ein neues Fest und eine Wiedergeburt.

Unsere Liebe erstarkt von Stunde zu Stunde. Nichts hat sie von jähem, tollem Rausch, sie schlägt von dem einen zum andern ihre starken, innigen Wurzeln. Sie vertieft unser Denken und Empfinden, sie bringt zwei Menschen unendlich nahe, ohne sie dadurch abzustoßen.

Kein Schatten darf auf unser reines Gefühl sich senken. Wir wissen, daß wir Menschen sind, so gut wie andere, in denen die Bestie schlummert. Wir sind uns klar darüber, daß unheimliche und böse Triebe auch in uns wuchern und emporschießen. Aber wir legen unsere Hände schwer und fest auf die dunklen Leidenschaften der Seele, und in unsagbarer Dankbarkeit möchten wir edle Herren über uns selbst werden.

XXXIII.

Sie hört mir gedrückt und mit halber Aufmerksamkeit zu. Ihre schwermütigen Augen üben Verrat an dem, was auf ihr wuchtet. Und ganz unvermittelt nimmt sie meine Hand, und sich zu meinem Ohre neigend, flüstert sie: — Ich werde die Gedanken an sie nicht los . . . ich fühle meine Schuld. Über- und überall sehe ich ihr Bild, und immer frage ich mich, was treibt sie jetzt, und wie vermag sie ihren Jammer zu tragen. Und dann sind es die Augen Deiner Kinder, die ich fürchte, die unschuldigen Augen Deiner Kinder, wiederholt sie scheuen Tons noch einmal. Ich weiß, was ich ihnen genommen habe, und in meinem tiefsten Jubel vermag ich es nicht zu vergessen. Das sind die Schatten, die Schatten, die über mein Glück sich legen.

Sie war ganz bleich geworden bei diesen Worten,

und auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck der Angst, der sich auch mir mitteilte.

— Du siehst, entgegne ich gedrückt, Gespenster. Du darfst an meinen Worten nicht zweifeln, daß ihre und meine Wege sich getrennt hatten, bevor ich Dich, Marianne, gesehen.

Sie schüttelt nur den Kopf und wehrt ab.

— Eure Wege haben sich getrennt, das ist wahr, aber weil sie Dich liebt, hätte sie den Weg zu Dir gefunden. Und weißt Du, was mich noch erschüttert und um meine Ruhe bringt — so klar ich mir darüber bin, daß ich nicht anders konnte, daß nur eines möglich war, freiwillig für immer davon zu gehen, oder mich Dir zu geben — so sicher weiß ich auch, daß all die bangen Stunden — sie brach ab und ihre Miene wurde hilflos und verzweifelt — Du begreifst mich nicht, sagte sie klagend, Du begreifst nicht, was in mir vorgeht. All die bangen Stunden sind von Gott. Hörst Du, Gott straft mich, weil ich mich über ihn hinweggesetzt habe. Und alles ist in mir zerbrochen, ich halte, fuhr sie schluchzend fort, in den Händen die Scherben und vermag sie nicht zusammen zu fügen. Es klirrt in mir so schmerzhaft.

Sie hielt inne und rang lange nach Fassung.

Dann sprach sie leise und mehr für sich: — Du hast es mir oft gesagt, ich besäße ein schlichtes Selbstbewußtsein. Ich hatte es, weil der rechte Weg vor mir lag; ich ging ihn freudigen Herzens, hell und rein gestimmt. Und nun ist alles dahin. Du darfst mich nicht mißverstehen, geliebter Mann. Nie in meinem Leben bin ich so glücklich gewesen, und dennoch habe ich in mir einen Riß, der alles spaltet.

Ich nehme ihre Hände zärtlich zwischen die meinigen.

Ich sehe, was sie quält und so namenlos verwirrt, und kann ihr nicht helfen — ich fühle es voll Gram.

— Marianne, sage ich traurig, das, was Dich stützte, ist tote Formel. Du hast einen Glauben in Dir zertrümmert, aber Du bist stark genug, einen neuen aufzubauen.

Sie schüttelt nur schmerzbewegt den lieben Kopf, als wollte sie entgegnen: — Wie ein kluger Advokat verteidigst Du mich vor meinem eigenen Gewissen. Aber mein Gewissen ist unerbittlich strenge.

Das lese ich in ihren Zügen und will es aussprechen, als es an meine Thür pocht, und meine Wirtin in dem aufdringlichen Taktgefühl kleiner

Seelen einen Brief durch die Spalte reicht und mit geheuchelter Eile sofort verschwindet.

Ich will das Schreiben ihren Blicken entziehen, aber sie sieht mich so flehend an, daß ich ihr nicht zu widerstehen vermag.

Jetzt, gerade jetzt will sie wissen, wie es mit ihr steht.

Ich habe eine eigene Scheu, das Couvert zu öffnen, und noch einen Augenblick zögere ich.

Ihre letzten Nachrichten hatten, so verzweifelt sie im Tone waren, eine gewisse Ergebung in das, was sein mußte, enthalten. Mir war es, als ob dieser Brief eine Wendung bringen müßte.

Ich sehe Marianne fest an.

— Du wirst sehen, sage ich langsam, er enthält nichts Gutes.

Ich öffne und lese mit halber Stimme. Ich lese mit jenem Empfinden, das ein Mensch haben muß, dessen Haus brennt, und dem nichts anderes übrig bleibt, als auf Leben und Tod den Sprung aus dem Fenster zu wagen.

Schon bei den ersten Worten stellte es sich heraus, daß meine Ahnung mich nicht betrogen hatte.

Ihr Schreiben:

Ich war mit Deinem Sohn in München. Ich wollte mit Dir sprechen, weil ich es in meiner Einsamkeit und meinem Gram nicht länger aushielt. Ich kam bangen Herzens und sagte mir, auch wenn Du mir die Thür weisen würdest, ich hätte Dich gesehen und gesprochen, mit eigenen Augen mich überzeugt, ob Du es wirklich bist, der Frau und Kinder wie überflüssigen Ballast von sich geworfen hat. Ich klopfte an Deine vermeintliche Thür, während das Herz vor Angst und Freude mir zu springen drohte. Und dann erfuhr ich, daß ich wieder belogen und betrogen war. Zu alledem, was Du mir angethan, hast Du noch diese elende Komödie gespielt, weil Du in Deiner feigen Angst gefürchtet hast, ich könnte vor Dich hintreten und für all das Leid Dich zur Verantwortung ziehen. Du hattest mir geschrieben, es sollte nun in unserem Leben ein neues Buch beginnen, Du wärst mein bester Freund, und ich sollte Dir mit Vertrauen entgegen kommen. Wie ein sinnlos bethörtes Weib, das, obwohl mit Füßen getreten, von seiner Liebe nicht

lassen konnte, habe ich Deinen leeren Worten wieder getraut, von Deinen Lügen mich wieder umgarnen lassen. Eine Zeit lang war ich ruhig und apathisch; dann kam wieder die ganze Bitterkeit und Verzweiflung über mich. Und in diesen Stunden endlosen Kummers, die viel häufiger waren, als Du ahnst, hielt mich nur der eine Gedanke aufrecht, daß ich Dich wiedersehen würde. Ich ahnte ja nicht, daß Du mir wieder in Hinterhalten auflauern könntest. Ich glaubte, daß das, was Du geschrieben, ehrlich gemeint war. Ich wollte demütig zu Dir kommen, und Dein Sohn sollte die Hände falten und für mich bitten, für mich betteln, die ich doch nichts gethan hatte. Ich kam voll thörichter Hoffnung und war wieder die Genarrte. Einen Moment dachte ich daran, mich und das arme Wurm auf die Schienen zu werfen und dem ganzen Elend ein Ende zu machen, aber ich wollte mein Töchterchen Dir nicht lassen, und ich wollte auch nicht mit diesem jammervollen Gefühl in den Tod gehen. Auf so bequeme Art sollst Du nicht frei werden. Es könnte Dir schon passen! Mich hält jetzt nur noch

12*

der eine Gedanke aufrecht, mich an Dir zu rächen. Ich sage es mir in jeder Stunde unzählige Male: Ich muß etwas thun, damit ich nicht wahnsinnig werde; ich muß gegen Dich die Fäuste erheben und mir Genugthuung verschaffen. Wer hindert mich, mit meinen armen Kindern nach Berlin zu fahren, meine Wohnung, deren Kontrakt ja noch einige Wochen läuft, aufzusuchen und nicht hinauszugehen, bis man uns auf die Straße setzt? Was braucht mir daran zu liegen, was die Leute sagen? Ich zeige ihnen Deinen Brief und lasse es alle Welt wissen, wie Du an mir und Deinen unglücklichen Kindern gehandelt, Dich ihrer entledigt hast. Ich stelle es mir vor, wie ich mit Deinem Sohn und Deiner Tochter von Thür zu Thür gehe und meinen Jammer hinausschreie, wie ich es den Menschen sagen werde: Mit der Absicht, hinter meinem Rücken die Wohnung zu schließen, hat er mich fortgeschickt, und diese Kette von Demütigungen hat er für mich geschmiedet. Denn meine Verwandten schämen sich schon meiner. Ich bin für sie die Frau, die der eigene Mann mit Schimpf und Schande aus

seinem Hause gejagt hat. Dein ärgster Feind kann Dir nicht anthun, was Du der Mutter Deiner Kinder angethan hast, die ich für Dich getragen habe, so schwach und elend ich war. Ich richte mich an dem Gedanken auf, daß der Sturm von Entrüstung, der dann losbrechen wird, Dich hinwegfegen muß. Und je mehr ich daran denke, desto großartiger und folgerichtiger erscheint es mir. Ich habe nicht mehr soviel Stolz, um für mich und meine Kinder nicht das Mitleid wachzurufen. Ich schwelge in der Vorstellung, mit ihnen herumzuziehen, bettelnd um die Gerechtigkeit fremder Leute. Ich will Dich nicht mehr haben. Mein Innerstes richtet sich gegen Dich auf. Wovon mich die Liebe zurückgehalten, dazu treibt mich Haß und Verachtung. Du hast ohne Erbarmen auf meinem Leben und meinem Schicksal herumgehackt. Und die Erinnerung daran wird mich zum Äußersten bringen. Ich habe nur noch das eine Gebet: Gott soll mich nicht vor der Zeit hinwegnehmen. Du hast darauf hingearbeitet, alles, was schlecht in mir ist, gewaltsam herauszuwühlen und mich dahin zu bringen, wo es kein Überlegen mehr

giebt. Wenn ich jetzt etwas thue, dessen meine Kinder sich später schämen könnten, so hast Du kein Recht, mich zur Verantwortung zu ziehen. Du bist an mir schuldig, wie es ein Mensch nur sein kann. Es giebt eine ausgleichende Gerechtigkeit: es giebt eine Vergeltung, und an die glaube ich mehr als an Gott.

Dorothea.

Während ich diesen Brief las, blickte ich Marianne nicht an. Ich las ihn, und ein Gefühl namenloser Angst schnürte mir fast die Kehle zu. Ich wußte, daß er seinem ganzen Inhalt nach Mariannens fatalistischer Stimmung entgegen kam. Es steckte in ihm etwas Infernalisches, etwas wie eine wilde Drohung, etwas von unseligem Glauben an Hölle und Fegefeuer.

Ich für mein Teil werde hart und abweisend, sobald man mir das Messer an die Kehle setzt, mich mit Verwünschungen mürbe machen will.

Und dennoch war dieser Brief, ohne daß sie es zu ahnen vermochte, in seiner Wirkung stärker, als er es unter anderen Bedingungen und Voraussetzungen hätte sein können, deshalb, weil ich Marianne gefunden hatte.

Ich war ja der Reiche, zu dem gleichsam über Nacht das Glück gekommen war, während vor ihr das Leben in einer undurchdringlichen Finsternis lag. Was half es ihr, wenn sie ächzend Steine gegen mich heranschleppte, die mich nicht erreichen konnten?!

Und dann — gab es in ihrem Schreiben nicht Vorwürfe, die von ihrem Standpunkt aus eine tiefe Berechtigung hatten?

Ich blickte verstört zu Marianne auf.

Gott mochte geben, daß sie in dieser Stunde mich nicht verließ.

Sie sah tief ernst aus, aber auch jene wundervolle Ruhe und Klarheit, die auf mein unstätes Wesen immer und immer wieder ihren Zauber ausübten, lagen auf ihren Zügen.

Sie fuhr mit ihrer Hand glättend über meine Stirn und lehnte sich voll sanfter Hingebung an mich, und mit einem schmerzhaften Lächeln sagte sie: — Ich glaube, diese arme Seele vor mir zu sehen, die mit allen Fasern an Dir hängt. Aus jedem Wort des Hasses spricht ihre Liebe, und wenn Du sie heute riefest, so würde sie heute noch demütig zu Dir kommen, und ihr Haß würde verraucht sein, und mit strahlenden, dankerfüllten Augen würde sie sich

vor Dir beugen. Und wenn sie Dich gequält, nach Deinem Empfinden bis aufs Blut gequält, so that sie es aus Angst um Dich.

So sprach Marianne und schlang ihre Arme um mich.

XXXIV.

Ich habe ihr geschrieben, hart und fest.

Ich habe ihr den Herrn gezeigt, weil ich trotz Mariannens Deutung diesen Ton der Auseinandersetzung nicht dulde.

Es mag sein, daß ich auf mein Glück poche, und daß mein Selbstbewußtsein und mein Stolz etwas Ungerechtes und Brüchiges in sich tragen. Aber ich empfinde es, als ob sie mich in einem Gewebe aus Zorn und Liebe fangen wollte, wie eine Spinne die Fliege.

In meinem Briefe steht unter anderem: — Ich werde Dich keinen Augenblick hindern, Deinen Plan zur Ausführung zu bringen, Deinen Anklagen sehe ich kaltblütig entgegen, und ich verspreche Dir heute schon, mich nicht einmal zu verteidigen. Welt und Menschen sind mir gleichgültig: wenn ich Dir überhaupt noch antworte, so geschieht es,

weil ich zuletzt doch glaube, daß Deine Seele nicht gewußt hat, was Deine Hand geschrieben.

Daraufhin sandte sie mir das Bild meines Sohnes und vertrocknete Feldblumen, die mein Töchterchen für mich gepflückt und schrieb:

Dein Sohn soll Dich mit seinen großen, traurigen Augen durchdringend ansehen und Dir tausend stumme Fragen vorlegen, die Dir das Herz zerreißen mögen, wie Du es mir zerrissen hast. Die Kinder bitten mich bei jedem Briefe, ich soll Dir von ihnen Grüße und Küsse senden. Ich möchte ihnen am liebsten zurufen: — Ihr habt keinen Vater; denn der es dem Namen nach ist, wirft euch von sich und empfindet euch als eine Bürde. Aber weil mir vor ihrer Unschuld bangt, so höre ich sie schweigend an, wie weh mir auch ihre Fragen thun. Sie sollen mir das Glück geben, das ich brauche, und sie sind es, die mir in der Seele leid thun. Denn bei mir werden sie werden, was ich bin: Getretene Geschöpfe, während Deine Art ihnen Bahn gebrochen hätte nach oben hinauf. Deine Art, die so siegessicher über alles Unglück hinwegkommt. Eins aber sage ich Dir: Ich

will nicht vor der Welt dastehen als die davon gejagte Frau. Du hast äußerlich alles zu ordnen, daß weder ich noch meine Kinder sich schämen müssen. Du schreibst, Du mußt in die Höhe, Du allein in die Höhe — und Deine Frau und Deine Kinder? Soll ich hier in meiner Einsamkeit dasitzen und froh und dankbar Deine Briefe in Empfang nehmen? Die Hand küssen, die uns schlägt? Ich bin auch nur ein armer Mensch, der unter diesen Schlägen zusammenbrechen muß. Wenn Du zu guterletzt die Hoffnung ausdrückst, meine Seele hätte nichts davon gewußt, was meine Hand geschrieben, so sage ich, meine Seele hat soviel davon gewußt, wie die Deinige, als Du mir das angethan hast, was für eine Frau das Schlimmste ist. Und nun noch eines: ich bleibe unter keinen Umständen hier in der Verbannung, wo man mich bereits mißtrauisch ansieht, wo jedermann glaubt, ich müßte irgend ein Verbrechen begangen haben. Und mein ganzes Verbrechen bestand darin, daß ich Dich über alle Maßen liebte, daß ich Dich allein, ganz allein besitzen wollte. Ich erinnere Dich an jene Stelle aus dem John Gabriel Borkmann,

die bei der Aufführung auf uns beide gleich erschütternd wirkte, an die Stelle, wo nach einem verpfuschten Dasein eine Frau mit weißen Haaren dem Manne, der sie von sich gestoßen und um ihr ganzes Glück betrogen hat, am Tage der Abrechnung zuruft, er habe das schwerste Verbrechen, den größten Frevel an ihr begangen; denn er habe das Liebesleben in ihr getötet. Ich bin heute noch jung und, wenn auch geistig und körperlich gebrochen, voll Sehnsucht und Lebensdrang, und ich rufe Dir dieselben Worte zu, die Dir in den Ohren gellen und Dich auf Schritt und Tritt verfolgen sollen: „Du hast in mir das Liebesleben getötet!“

Dorothea.

Ich lese noch einmal die letzten Worte. Ich lese sie und atme schwer.

Sie kämpft mit Waffen, die feiner geschliffen sind, als Florentiner Dolche, und wie ein verwegener und seines Zieles sicherer Fechter stößt sie zu.

Es ist, als ob ihre ganze Sehnsucht danach drängt, uns beiden das Todesmahl zu richten.

Ich weiß, sie wird nicht von mir lassen. Sie will, wenn sie nicht mit mir leben kann, zum Toten-

tanz mich locken. Aus ihren Augen bricht ein Feuer, das mich verzehren wird.

Sie lockt mich zum Totentanz.

Und vor mir liegt das Leben in seiner ganzen Schönheit.

Das Leben, das ich nie so fest umschlungen, so tief und innig empfunden habe, als in diesen Tagen meines Glücks und Leids.

Warum bin ich nicht wie tausend andere, die mit fester Hand ihre Ketten zerreißen, und ohne sich umzukehren, aufgerichteten Hauptes das neue Leben beginnen?

Was soll mir diese Frage?

Ich bin, wie ich bin! Ich schreibe ihr stolze Briefe, zeige mich kalt und herrisch gegen sie und koste doch den ganzen Jammer aus, der sie niederdrückt.

Und so wie ich bin — ist Marianne.

Wir nehmen unser Leben und unsere Liebe als ein düsteres Verhängnis.

Wir können nicht von einander lassen.

Aber im höchsten Aufschwung und Jubel hören wir das boshafte, gedämpfte Gelächter all der Kobolde, die in der Dunkelheit auf unsern Sturz lauern; denn vor uns liegt der Abgrund.

XXXV.

... Und dennoch steht unsere Liebe im Frühsommer. Sie gleicht einer blumigen Wiese, die in tausend Farben glitzert und funkelt und ganz in Sonnengold getaucht ist.

Und wir ziehen gleich Bienen den süßen Honig aus den Kelchen und fliegen durch den warmen Äther gleich Schmetterlingen, die des Sonnenscheins sich freuen und ihren kurzen Rausch wie ein Fest genießen.

Niemals ist Marianne liebreizender, zarter und inniger gewesen als in diesen Tagen, wo sie jeden traurigen Gedanken weit von mir scheuchen möchte. Sie ist heiter, glücklich und froh gelaunt. Ihre Augen lachen, nnd ihre purpurroten Lippen neigen sich mir zum Kusse hin. Wer sie sehen könnte, wie ich sie sehe, der müßte sie für ein Sonntagskind halten, dem das Schicksal nichts versagt hat

Ihr Gram muß schweigen, damit ich freier und besser atmen kann. Sie tritt nicht als eine Trösterin vor mich hin, deren Mitleid mich verletzen könnte, sondern sie giebt sich als die Beschenkte. Mir ist es, als ob sie jede Minute des Alleinseins bis auf die Neige auskosten möchte, als ob sie von einer steten Angst geschüttelt wird, die Zeit könnte dahinrauschen, so schnell, sofurchtbar schnell, ohne von ihr genützt zu sein.

Wenn die Dunkelheit hereinbricht, und alle Flammen entzündet sind, dann mischen wir uns in den Strom der Menschen. Die Stadt ist nur für uns erleuchtet, und die Auslagen der Schaufenster in ihrer Pracht und Herrlichkeit sind nur für uns. Aus dem freudigen Gedränge der großen Verkehrsstraßen retten wir uns zu „den Linden", wo es stiller und vornehmer ist, und wo wir doch alles finden, was das Herz begehrt.

Ich stehe mit Marianne vor einem hell erleuchteten Fenster, und sie betrachtet, ganz in den Anblick versunken, die großen, grauen Perlen, die neben Smaragden, Lapislazulis und leuchtenden Steinen liegen.

— Alles gehört mir, sagt sie lachend. Ich schmücke mich damit für Dich, für Dich allein.

Und ein paar Schritte weiter liegen weiße und meergrüne Roben, und Marianne wirft sie fantastischen Sinnes über sich und steht vor mir da, geschmückt wie eine Königin.

Sie giebt sich in ihren weiblichen Gelüsten so unverfälscht, wie in ihrer ernsten Nachdenklichkeit und der unergründlichen Tiefe ihres Empfindens.

Wir lenken langsam unsere Schritte dem Brandenburger Thor zu, und sie schmiegt sich enger und dichter an mich.

Wir gehen in tiefstem Schweigen, wir vergessen den Glanz hinter uns, streifen alle Sorgen ab, und es kommt ein Augenblick, wo es nur zwei Menschen giebt, für die die Welt geschaffen ist.

Plötzlich unterbricht sie die Stille und sagt: — Ich habe jetzt nur noch einen Wunsch, den Gott mir erfüllen wird, wenn er mich nicht ganz von sich gestoßen hat.

Und dabei sieht sie mich geheimnisvoll an, und die Flügel ihrer feinen Nase beben, und auf ihrem Gesicht liegt ein rätselhafter, übersinnlicher Ausdruck.

— Ich möchte, sagt sie, jung, ganz jung sterben, ich möchte, fährt sie sehnsüchtig fort, nicht in den Alltag zurück. Mitten in meinem höchsten Glück

soll er mich rufen, und Du sollst mich in der Erinnerung behalten, so jung wie ich gewesen, und so blühend und schön, wie Du mich gesehen und empfunden hast.

Aber wie sie bei ihren letzten Worten meine verstörten Züge sieht, weicht sie jäh einen Schritt zurück, und das Feuer in ihren Augen erlischt.

— So trittst Du mit mir diesen letzten Weg an, sage ich leise, Du weißt, daß ich ohne Dich nicht sein kann; wenn Du davon gingest, allein davon gingest, so würde ich elender werden als je zuvor.

Und in einer grenzenlosen Angst füge ich hinzu: — Ich will, daß Du mir versprichst, niemals etwas zu thun, ohne mir . . . . .

Sie läßt mich nicht ausreden.

— Ich verspreche es Dir, sagt sie zitternd, ich verspreche es Dir.

Aber dann fährt sie hastig und gleichsam sich überstürzend fort: — Du darfst niemals einen Todesgedanken fassen, es wäre zu erbärmlich und feige, und ich würde unter meiner Erde keine Ruhe finden. Du sollst und mußt aufrecht gehen, Du sollst Dein Lebenswerk thun, Deinen Kindern einen Namen

hinterlassen, den sie stolz und freudig nennen dürfen.

Und schluchzend und kaum hörbar fügt sie hinzu: — Das ist das Einzige, wodurch Du vor ihnen mich rechtfertigen kannst.

XXXVI.

Wir waren in dem neuen Kunstsalon in der Viktoriastraße gewesen, wo Degas, Meunier und Liebermann ausgestellt hatten.

Marianne hatte mit scheuer Andacht vor den Zeichnungen und Bildern Liebermanns gestanden und dann mit staunender Bewunderung Degas betrachtet, den Maler der Balleteusen, der ihre verwegenen Pas und Stellungen, ihren Flitter, ihren Rausch und ihr Elend, wie kein zweiter erfaßt hat.

Beim Herausgehen sagt sie zu mir: — Die Kunst, über die ich einst leichtsinnig gespottet, glaube ich jetzt zu verstehen. Von Liebermanns inniger Schlichtheit bin ich ergriffen; mir ist's, als ob er mich lehrte, die Natur erst eigentlich zu begreifen. Oder, fragt sie, und ein hilfloses Lächeln tritt in ihre Züge, ist es denkbar, daß ich mir das nur einrede, weil ich mir Dein Urteil zu eigen gemacht und

13*

mit Deinen Augen sehe und mit Deinen Ohren höre? Ich würde mich ja dessen nicht schämen, setzt sie demütig hinzu, ich möchte nur um nichts in der Welt mich vor mir selbst belügen.

Ich fasse ihre Hand.

— Wir wuchsen ineinander, weil Du, Marianne, mir wahlverwandt warst, und so konnte ich vieles in Dir auslösen und in manchen Dingen Dir den Weg zur Klarheit weisen. Aber nichts hast Du angenommen, wogegen Deine Natur sich sträubte, dazu ist Dein ganzer Mensch zu echt.

Sie sieht mich von der Seite halb zweifelnd und schüchtern, halb in freudigem Entzücken an; mit merkwürdiger Betonung sagt sie leise: — In mir ist, mußt Du wissen, ein Hang zum Hochmut, und ich dünke mich leicht besser und klüger als andere Menschen.

— Du bist es, antworte ich stolz.

— Ich glaube es so gern, so sehr gern, antwortet sie, denn nur so kann ich es ja verstehen, daß Du mich ein bißchen lieb hast. Und nun mußt Du mir noch eins sagen, Du, mein geliebter Mann, wenn ich damals nicht zu Dir gekommen wäre, hättest Du mich ganz vergessen?

— Ich hatte Furcht vor Deiner Liebe, entgegnete

ich ernst, und darum wollte ich fort. Aber in der fremden Stadt hätte ich gehungert, und es hätte mich gefroren.

— Damals, fahre ich fort, wußte ich noch nicht, wie Du meinen ganzen Menschen gefangen nehmen würdest, und daß Du für mich bestimmt und geschaffen warst. Das ist mir später so klar, so völlig klar geworden. Ich liebe Deine Schönheit, ich liebe Deinen Körper. Ich liebe Deinen feinen Geist, ich liebe Deine weiße Seele, die voll Leidenschaft an mir hängt. Ich liebe Dich, wie ich nie eine Frau geliebt habe, wie ein Mensch nur einmal lieben kann.

Sie hört mir in stiller, gläubiger Freude zu, und über sie kommt etwas von einem großartigen Frauenstolz.

Meine Liebe trägt sie auf die Höhe.

Sie steht auf dem Berge und ihr schwindelt nicht.

Und was unter ihr ist, dünkt sie klein und winzig. Das sind erbärmliche Wesen, die sich Schritt für Schritt vorwärts schleppen. Und der Strom, der im Thal breit und klar dahin fließt, ist ein schmales, silbernes Band geworden.

Sie aber steht auf der Höhe und ist den Sternen nahe.

XXXVII.

Als Marianne heut viel später als gewöhnlich in mein Zimmer trat, erkannte ich auf den ersten Blick, daß sich etwas zugetragen haben müßte. Ihr Gesicht war hochrot, und sie legte hastig ihre Sachen ab.

Dann trat sie auf mich zu und sagte: — Ich wollte mit Dir schon seit einigen Tagen davon sprechen, aber immer dachte ich, er würde endlich Ruhe geben. Jetzt sehe ich ein, daß ich mich getäuscht habe. Um es also kurz zu machen: Er verfolgt mich beständig. Er steht regelmäßig vor der Thür, wenn ich zu Dir komme und rührt sich nicht eher fort, als bis ich von Dir gehe. Er hat bisher kein Wort zu mir gesprochen, sondern mich nur stumm und verstört angestarrt, als erwartete er, daß ich ihn anreden würde. Heut aber ist er auf mich zugekommen und hat mich gefragt, ob ich mir denn klar wäre, was ich thäte.

Und als ich ihn verwundert ansah, fuhr er fort, daß er alles wüßte, da er mich, seit ich die Stellung bei ihm aufgegeben, verfolgt und beobachtet habe. Er habe ganz von mir lassen wollen; denn er sei von Natur nicht der Mann, der um Liebe bettle und sich einer Frau aufdränge. Es sei aber stärker gewesen, als er selbst geglaubt habe. Und als er nun gar in Erfahrung gebracht habe, wer und was Du seiest, da habe er es für seine Pflicht gehalten, mich vor meinem Unglück zu warnen.

Auf diese etwas ausführliche Rede habe ich ihm kalt und höflich gedankt und ihn gebeten, mich nun, wo er sein Vorhaben ausgeführt, meine Wege ziehen zu lassen.

Sie hielt einen Augenblick inne, als müßte sie sich in der Erinnerung dessen, was sich nun zugetragen, erst sammeln.

Auf ihren Zügen lag ein Ausdruck von Härte und Bitterkeit.

Dann warf sie den Kopf zurück, strich sich die widerspenstigen Haare aus der Stirn und fuhr fort: — Ich will es Dir der Reihe nach erzählen. Ich wollte also an ihm vorbei und zu Dir hinauf, als er mich inständig bat, mit ihm eine kurze Strecke

zu gehen, da er mir noch Verschiedenes und Dringendes, das keinen Aufschub litte, mitzuteilen habe. Um meiner selbst willen müßte ich ihn anhören.

Ich nickte und schritt still neben ihm her, da es nun doch einmal kein Entrinnen gab.

Er begann nun folgendes Kreuzverhör:

Sie wissen, daß der Herr verheiratet ist?

— Ja.

— Daß er Kinder hat?

— Ja.

— Wissen Sie auch, in wie schlechtem Ruf er steht? — Überall erzählt man von ihm, daß er sich nicht das leiseste Gewissen daraus mache, Frauen und Mädchen zu verführen!

Ich entgegnete ihm, daß ich mich um des Herrn Vergangenheit und Privatleben bisher noch nicht gekümmert habe und es weiter so zu halten gedenke, da das ausschließlich seine Sache sei. Ich könnte ihm indessen zu seiner Beruhigung mitteilen, daß mein Fall anders läge.

So sollte ich Gott danken und das Haus wie die Pest meiden, bevor es zu spät sei.

Er habe mich mißverstanden — ich wollte nur andeuten, daß ich freiwillig das Haus betreten, und daß von einer Verführung keine Rede sein könne. Mit

welchem Rechte aber, fuhr ich fort, mischen Sie sich in meine Angelegenheiten? Mit welchem Recht verfolgen Sie mich auf Schritt und Tritt, und mit welchem Recht spielen Sie sich zu meinem Richter auf?

Ich habe diese Worte vielleicht in zu erbittertem und herausforderndem Ton gesprochen; denn ich war innerlich erregt und wußte mir keine Hilfe mehr. Auch fürchtete ich mich vor seinen Augen, die so drohend und bettelnd auf mich gerichtet waren.

Nun wurde er ganz blaß und rang eine kurze Weile nach Fassung, ehe er mit heiserer Stimme sagte: — Wenn ich einen Menschen dem Ertrinken nahe sehe, so halte ich es für meine Pflicht, ihm nach zu springen. So liegt Ihr Fall. Und das Schlimme ist, Sie sehen die Lebensgefahr nicht, Sie stehen wie eine Blinde vor Ihrem Abgrund.

Ich nahm mich zusammen.

Ich dankte ihm für seine Warnung, die ich mir durch den Kopf gehen lassen wollte, und bat ihn, mich nun allein zu lassen. Mag sein, daß ihn meine scheinbare Ruhe noch mehr in Harnisch brachte — genug, er faßte mich plötzlich am Handgelenk und trat so dicht an mich heran, daß ich

Angst bekam. Und nun: Er wisse sehr wohl, daß er damals, als er zu meiner Komödie die Hand geboten, mir und meinen Eltern gegenüber eine schwere Schuld auf sich geladen habe. Was es ihn selbst gekostet habe, davon wolle er gar nicht reden. Er sei nicht der Mensch, viel Worte zu machen. Auch habe er damals den festen Willen gehabt zu verzichten, weil er angenommen, es handle sich um einen Ehrenmann mit ehrlichen Absichten. Nun aber, wo sich das strikte Gegenteil herausstellt, sei er entschlossen, dies Lügengewebe zu zerreißen.

Ich mache mich bei diesen Worten mit aller Kraft los und will davon eilen.

Da tritt er mir gewaltsam in den Weg.

Ich brauchte nichts zu besorgen. Er habe mir nur noch drei Worte zu sagen, für die ich ihm später einmal vielleicht Dank wissen würde. Er wolle mit keiner Silbe forschen, oder daran rühren, was zwischen Dir und mir vorgekommen sei — er wolle sich nicht daran kehren, fuhr er sich förmlich überstürzend fort, daß ich leichtsinnig meinen Ruf aufs Spiel gesetzt, er sei kein Philister und denke anders als andere über diesen Punkt — er biete mir ein zweites Mal seine Hand an, die ich nicht

zurückstoßen dürfte. Er könnte alles vergessen, da er mich lieb habe.

Dabei sah er mich erwartungsvoll an und schien seiner Sache doch nicht ganz sicher zu sein. Ich will Dir etwas sagen — ich hatte mit ihm zuerst ein tiefes Mitleiden, ich mußte plötzlich an den Abend denken, wo ich voll Angst zu Dir gekommen war, und Deinen Koffer gepackt fand. Wo ich vor Dir stand in dem Gefühl, der geht fort und läßt Dich wie einen elenden Hund zurück. Und darüber vergaß ich seine lächerliche Art, daß er mir bereits verzeihen wollte und sich als den Herrn aufspielte, daß er beständig betonte, er sei nicht der Mann, der so und so dächte, er sei vielmehr ein Mensch von hochherziger Gesinnung und freien Anschauungen. So bat ich ihn von ganzem Herzen, er sollte jeden Gedanken an mich aufgeben. Ich sei auch nicht die rechte Frau für ihn, ich hätte eine Hoffart ohne Grenzen und einen schlimmen Glauben.

Das alles schrecke ihn nicht, er wisse es auch. Und gerade dadurch sei ja sein Unglück entstanden; denn das habe ihn so zu mir gezogen. Auch habe er die feste Überzeugung, daß ich die bravste Hausfrau geben würde.

Wie ich ihn so vor mir sah, festen Willens,

das Recht, das er infolge seiner Liebe auf mich zu haben glaubte, durchzusetzen, wurde mir bange.

Es ist ganz, ganz ausgeschlossen, antwortete ich, und darum geben Sie mir zum letzten Male die Hand und lassen Sie uns in Frieden auseinandergehen.

Der Mann zitterte. Er wollte wissen, weshalb seine Sache verloren wäre, und warum ich ihn so von mir stieße.

Weil ich Dir mit Leib und Seele gehörte und nie . . . nie von Dir lassen könnte.

Er sprach kein Wort mehr. Aber er blickte mich mit einer Miene an, vor der mir jetzt noch schaudert. Dann sagte er noch irgend etwas, das ich nicht mehr verstand.

Ich eilte davon, so schnell ich konnte. Nur einmal sah ich mich um — da schritt er dicht hinter mir. Und vielleicht steht er jetzt unten, fuhr sie fröstelnd fort, und lauert mir auf — ich fürchte mich so sehr . . . .

Ich hatte ihr still zugehört, ohne sie ein einziges Mal zu unterbrechen. Ich wußte, daß sie mir nichts verschwieg.

Nun zog ich sie an mich und küßte sie leise, so leise, wie einer sein Mädchen nur küssen kann.

Die winzige Hand. Die kleine Stirn. Die Augen, die geschlossen waren. Den kirschroten Mund, der sehnsüchtig zu mir sich neigte. Ihr seidenes, weiches Haar.

Da wurde sie ruhig — und ihre Furcht schwand.

XXXVIII.

Demnach hatte der Photograph über mein Leben Erkundigungen eingezogen: Frauen und Mädchen verführte ich, und ohne Gewissen wäre ich obendrein.

Marianne hatte in ihrem treuen Rapport diese Stelle nicht unterschlagen. Jedoch an meiner Rechtfertigung lag ihr blutwenig.

Sie wußte, daß ich ihr nichts aus meiner Vergangenheit verbergen würde — und sie war auf diese Vergangenheit nicht eifersüchtig. Denn sie empfand, daß alle meine Erlebnisse nicht eine Stunde unseres Beisammenseins aufwogen, daß meine Zärtlichkeit und Ehrfurcht Tag für Tag wuchsen. Sie hatte, ohne mit der Wimper zu zucken, ihr ganzes Leben für mich geopfert, und wenn es mir im Augenblicke einfiele zu sagen: Marianne, Du mußt für immer Dein Ränzel schnüren — sie würde noch

einmal ihre weißen Arme um mich thun und lautlos aus diesem Zimmer gehen.

Mein Leumundszeugnis drückt mich nicht.

Ich bin ein Mensch, der auf die guten Bürger pfeift. Ich bin frei wie der Vogel und brauche sie nicht. Ich baue heut mein Nest im Thale und morgen auf der Höhe.

Ich lache scheu in mich hinein.

Vom Schreibtisch her blickt Dorothea stählern auf mich nieder — —

Und Mariannens Leben ist zerstört, raunt mir eine Stimme zu.

Was soll nun daraus werden?

Was will die Zukunft uns bringen?

Wie eine Blinde steht sie vor ihrem Abgrunde. Der Photograph, der das Leben und die Menschen kennt, hat es gesagt.

Wir müssen fort, weit fort.

Wir hängen zusammen wie der Baum und die Erde — ich wurzele in ihr.

Die Nacht fällt schwer in mein Zimmer und thut mir weh.

Ich friere in meinen Kissen . . .

Ich versuche zu schlafen . . . die Lider senken sich herab . . .

Ein kaum vernehmbarer, süßer Klang von Cymbeln und Geigen dringt zu mir . . .

Ah, die Gäste sind versammelt! Das Hochzeitsmahl beginnt . . .

Und ich bin der Bräutigam, und Du bist die Braut . . . Eine alte, alte Melodie . . . Und ich bin der Bräutigam, und Du bist die Braut . . .

Die Gäste verlassen auf den Fußspitzen den Saal.

Die Spielleute brechen ab und folgen dem Beispiel. Jeder sein Instrument unter dem Arm.

Ein langer, wunderlicher Zug!

Und Marianne sitzt neben mir im weißen Gewande, und ihr Lächeln ist nicht von dieser Welt.

Wir trinken aus grünen Kelchen den rot-roten Wein. Der Kelch ist schlank und fein und schwankt in unseren Händen.

— **Skaal,** Marianne . . . **skaal** . . .

Wir trinken den letzten Trunk.

Wir essen das letzte Brot.

Wir sitzen beim Liebesmahl.

— **Skaal . . . skaal . . . skaal** . . .

XXXIX.

Ihr Telegramm lautete lakonisch: Ich erwarte Dich im Askanischen Hof. Marianne.

Draußen strömt der Regen.

Einen Wagen . . . und was die Pferde laufen können.

— Zugefahren, Kutscher — schneller, schneller!

Er dreht sich von seinem Bock schwerfällig nach mir um.

— Bei det Wetter — und wenn mir det Pferd stürzt, wat denn? Sie wer'n 's mich nich ersetzen!

Ich gebe ihm keine Antwort. — Ich blicke in den trostlosen Himmel, der ein einziges Grau ist.

Als ob der Kutscher mir zum Trotze führe — die Thiere bewegen sich kaum von der Stelle, und die Fahrt kommt mir wie eine Ewigkeit vor.

Es ist klar, kombiniere ich, daß der Bursche nicht halbe Arbeit gethan hat. Es ist klar, daß

man sie aus dem Hause gejagt hat. Und jetzt ist sie in dem kalten Hotelzimmer und wartet auf mich — heimatlos. Weint in sich hinein. Ausgestoßen aus dem Elternhause.

Ich springe aus dem Wagen.

Der Portier kommt mir dienstbeflissen entgegen.

— Fräulein Delius?

— Zimmer 21. Dritter Stock.

Ich lausche einen Augenblick an ihrer Thür. Es ist alles still, ganz still.

Ich klopfe leise — ich will sie nicht überfallen. Dann öffne ich.

Sie streckt mir beide Hände entgegen und steht stolz und aufrecht vor mir. Ihr feines Gesicht hat den Ausdruck eines Menschen, der gerade eine schwere Operation durchgemacht — nun aber trotz seines Erschöpftseins heiter und ruhig daliegt in dem sicheren Gefühl, daß alles gut werden müsse.

— Es ist lieb von Dir, daß Du so schnell gekommen bist, sagt sie, und streichelt meine Hand. Ich habe Dich so nötig. So sehr nötig. Und dabei lächelt sie ganz leise, ganz glücklich, und unter ihren Wimpern stehlen sich ein paar Thränen hervor.

— Er ist bei den Eltern gewesen und hat es dort noch einmal versucht?

— Ja!

Sie läßt die Mundwinkel ein wenig herabhängen und will sich von mir abwenden. Ihre Züge haben plötzlich etwas Vergrämtes und Strenges.

— Marianne — Marianne! . . .

Ihre kleinen Hände ballen sich. Sie will gewaltsam niederringen, was in ihr arbeitet.

Nun blickt sie mich wieder so edel, so frei, so leuchtend an, wie nur sie es vermag, und einen Moment huscht etwas wie Spott über ihr liebes Gesicht.

— Er kam, sagt sie, im schwarzen Gehrock und weißer Kravatte. Konnte ein Hochzeiter und konnte ein Leichenbitter sein. Sieh, wie ruhig ich bin, ich kann sogar scherzen.

Es klang aber aus ihrer Stimme eine unsägliche Traurigkeit, die mein Innerstes traf.

Sie streicht mit der Hand über ihre Stirn, als wollte sie die bösen Gedanken scheuchen.

— Du mußt mit mir Nachsicht haben, Geliebter, fährt sie in gedämpftem Tone fort. Ich wußte ja, daß es so kommen würde, und doch hoffte ich noch auf eine Frist. Und dann der Abschied war so entsetzlich, es war nämlich ein Abschied, mußt Du wissen — — ein Abschied für immer. Und wie

mein Vater so vor mir stand, blaurot im Gesicht, und die kurzgeschnittenen, weißen Haare sich förmlich aufrichteten, und wie er, an eine Stuhllehne sich anklammernd, von mir verlangte, ich sollte sagen, daß alles Lüge sei; denn es sei unmöglich, daß ich die Schande und den Gram über ihn habe bringen können .... und wie meine Mutter die Augen angstvoll auf mich gerichtet hielt — · — da fühlte ich nicht etwa eine Schuld, so wahr mir Gott helfen möge, ich fühlte keine Schuld — ich hatte nur das klare Bewußtsein, daß es zwischen ihnen und mir keine Brücke mehr gab. Sie glauben, ich hätte an ihnen ein Verbrechen begangen, meines Vaters blanken Namen besudelt, während ich vor mir selber bestehe und vor mir selber weiß, daß ich nicht anders konnte.

Sie atmet tief auf.

— Ich weiß aber auch, setzt sie scheu hinzu, wem ich verantwortlich bin. Gott sieht in mich, und Gott wird mich begreifen. Und dann gestand ich dem Vater alles, und wie ich ihm sagte, daß ich nicht die leiseste Reue empfände und immer und immer wieder so hätte handeln müssen — da ... sie bricht jäh ab, und ein leises Stöhnen und schmerzhaftes Weinen entringt sich ihr.

— Du sollst nicht davon sprechen, Marianne, ich sehe, wie Du leidest.

Sie blickt mich mit weit geöffneten Augen an, in denen eine unendliche Hingebung lag — und schüttelt nur den Kopf. Ich werde nie mehr davon reden — nie mehr — aber gerade darum will ich, daß Du alles weißt — denn, fügt sie geheimnisvoll hinzu, nichts darf Dir verborgen bleiben; für alle Zukunft ist das nötig. Er ging also plötzlich auf meine arme, schwache Mutter zu und packte sie an den Schultern.

— Mutter, schrie er, ist es möglich, daß unser Kind so schlecht sein kann? Und als die keine Antwort fand, fing er zu rasen an. Sie wäre an allem schuld, sie allein. Er hätte es immer gewußt, daß in mir schlimme Anlagen steckten; denn von klein auf hätte ich mich nicht fügen wollen, und gegen seine weißen Haare wäre ich ohne Respekt gewesen. Aber wenn er Strenge anwenden wollte, so hätte sie sich ihm in den Weg gestellt. Und auf einmal brach er zusammen und fing zu weinen an — die Mutter rang verzweifelt die Hände, und ich stand daneben und sprach kein Wort. Sie hatten keinen Begriff, wie sie mich marterten und demütigten. Sie hielten mich für verstockt und von

Grund aus für schlecht. Die Mutter meinte weinend, daß ein junges Mädchen verführt würde und auf abschüssige Wege geriete, begriffe sie am Ende noch, obwohl sie nie geglaubt hätte, daß es ihnen passieren könnte. Aber mich verstände sie einfach nicht. Sie hatte wohl erwartet, daß ich vor dem Vater hinsinken und unter Schluchzen um Verzeihung bitten würde. Ich konnte es nicht mehr im Zimmer aushalten. Sie wollten durchaus Reue, und ich verstand sie nicht mehr. Ich wußte nur, daß ich fort mußte, weil uns zu viel trennte. Ich war in meinem Zimmer und packte meine Sachen, als ich es läuten hörte. Aber niemand kam zu mir, und eine lange Zeit verstrich. Dann öffnete sich plötzlich leise die Thür, und meine Mutter stand vor mir. Als sie meinen Koffer gepackt sah, wurde sie ganz blaß. Es war zuerst ein banges Schweigen. Dann sagte sie: Ich spreche zu Dir wie eine Frau zur anderen. Ich mache Dir auch keine Vorwürfe. Es kann ja alles noch gut werden — Vaters Zorn wird verrauchen. Und jetzt ist der Herr Photograph wieder dagewesen und hat in aller Form um Deine Hand angehalten. Er meint, daß er eigentlich die Schuld trage, Du wüßtest schon weshalb. Und daß er nie darüber mit Dir sprechen werde. Er

liebt Dich genau so wie früher. Er hat gesagt, fügte sie kaum hörbar hinzu — besser vor der Ehe als in der Ehe — uud dann, Du seist eben ganz anders wie andere, und darein müsse man sich fügen. Er hat auch Vatern seine Geschäftslage auseinander gesetzt. Er lebt in ausgezeichneten Verhältnissen. Es ist ja ein so ungeheures Glück, das Dir da der liebe Gott — — — sie sah mich jetzt zum ersten Male an. Bisher hatte sie es ängstlich vermieden. Und nun muß sie sich vor meinem Anblick entsetzt haben. Sie schrie laut auf und trat dicht auf mich zu. — Kind, sieh mich nicht so furchtbar an, brachte sie mühsam hervor.

Marianne hielt inne. Eine unsagbare Erschöpfung lag auf ihren Zügen. Sie litt in der Erinnerung.

— Und nun kommt das Schlimmste, sagt sie nach einer langen Pause, und auf ihr Gesicht trat eine Pein, die mir in die Seele schnitt.

— Ich legte meine Hand schwer auf die Schulter der Mutter und bat sie flehend, sie sollte kein Wort weiter sprechen; denn das, was sie erwarteten, würde nie eintreten, niemals würde ich diesen oder einen anderen — — aber bevor ich noch zu Ende kam, trat

der Vater auf die Schwelle. Er hatte gerade noch die letzten Worte gehört.

Er nahm eine drohende Haltung an.

— Ich will, sagte er herausfordernd, daß Du ohne viel Umstände dem Manne Dein bündiges Ja giebst. Du hast kein Recht mehr, Dich auf die Spröde aufzuspielen. Das Opfer bringt er, nicht Du. Und niemand steht mir dafür, daß ihm die Geschichte nicht über Nacht noch leid wird.

— Hatte ich noch eine Stunde vorher mit ihm Mitleid gehabt, weil ich begriff, daß ich von seinem Standpunkt aus ihm das Bitterste angethan hatte, so war das jetzt wie fortgefegt. Der verfügte über mich wie über ein Stück Ware und behandelte mich — ihre Stimme brach sich — wie das erste beste Frauenzimmer. Alles in mir bäumte sich gegen ihn auf. Ich sah ihn an mit Blicken des Hasses. Ach, Du weißt ja gar nicht, wie schlecht ich sein kann. Sage ihm, brachte ich endlich hervor und zitterte am ganzen Körper, sage ihm, daß er mir verächtlich ist, und daß ich eher ins Wasser ginge, als ihm .... Der Vater lachte auf und — —

Sie kam nicht weiter.

Sie hielt sich die Hände vor das Gesicht, es war mit ihrer Fassung zu Ende.

Es war kein Weinen, das sich ihr entrang, es war ein jammervolles Insichhineinstöhnen.

Ich habe in meinem Leben unendlich viel durchgemacht, ich bin in jungen Jahren gehetzt und gestoßen worden, und wo ich war, ist Kummer und Elend mir auf den Fersen gewesen. Vor der Zeit bin ich alt und mürbe geworden. Aber was gäbe ich darum, was wollte ich auf mich nehmen, könnte ich diesen Tag aus Mariannens Leben streichen.

Sie raffte sich endlich auf.

Nie werde ich den Ausdruck ihrer Züge vergessen, die mir in diesem Augenblick von Schmerz und Scham zerrissen schienen.

— Er hat mich, raunte sie mir zu, geschlagen. Mit seinen Fäusten hat er mich geschlagen. Und ich stand da und rührte mich nicht. Auf die Lippe habe ich mir gebissen, daß sie blutete. Und als er inne hielt, sagte ich nur: — Schlage weiter, hörst Du, schlage weiter. Die Mutter wollte zwischen uns treten. Aber er wies ihr so drohend die Thür, daß sie sich aus dem Zimmer schleppte. Die arme, arme Frau.

— Und Dein Bruder, wo war Dein Bruder? fragte ich tonlos.

— Er ist seit ein paar Tagen in Thüringen. Ich will es kurz machen. Als ich wieder allein war, gab es nur eins: Ich mußte fort, noch in derselben Stunde fort. Zu Dir konnte ich nicht, aus Angst, daß sie mich dort verfolgen würden, obwohl ich fast meine, daß man sich um mich nicht kümmern wird. Denn in ihrem tiefsten Gram sagte Mutter: Vater hat erklärt, daß er in seinem Bureau unmöglich wäre, wenn man von der Geschichte Wind bekäme. Die Augen müßte er sich aus dem Kopfe schämen. So steht meine Sache, und nun sage, was ich zunächst thun soll.

Sie war jetzt ruhig geworden, und ihre bezaubernde Anmut und feine Würde, ihr gütiges Selbstbewußtsein und ihre wundervolle Klarheit hatten wieder Besitz von ihr genommen.

Ich war wie hingerissen.

— Du sollst und mußt den Kopf so hochtragen wie keine zweite Frau. Und Dein Stolz soll Dich für jeden, mit meiner einzigen Ausnahme, unnahbar machen. Dazu hast Du ein unverbrüchliches Recht.

Sie sah mich mit einem übersinnlichen, frommen Lächeln an. Und ich wagte es nicht, sie zu küssen. Vater, Mutter und Bruder hatte sie geopfert, um ihre ganze Liebe zu bekennen, ihren Glauben, der ihr das Letzte und Beste war, hatte sie mit Füßen getreten, während ihr Herz dabei aus tausend Wunden blutete.

Ich begriff auf einmal, was mir rätselhaft und geheimnisvoll an ihr gewesen. Ich bekam das Verständnis, warum ein Mensch wie sie aus ganzer Seele religiös sein mußte. Und in dieser Stunde hatten wir beide das Gefühl, daß alles in uns festlich erleuchtet war, daß jeder den anderen bis in das letzte Empfinden zu durchdringen vermochte. Mariannens Gesicht war fein gerötet und in einen Glanz getaucht, der sie weit allem Weltlichen entrückte.

Sie las in mir.

Und in unendlichem Glück und höchster Scham wandte sie sich von mir. Sie las, daß ich in Ehrfurcht sie jetzt erst erkannt hatte.

Aber dann verdüsterten sich plötzlich ihre Züge.

— Du darfst mich nicht für besser halten, als ich bin, sagte sie flehend, ich bin ja nicht so .... ich bin nicht so.

Und der Hauch von überirdischem Glanz, der sie einen flüchtigen Augenblick in eine andere Sphäre gehoben hatte, der demütige Stolz, daß ihr Innerstes in seinem schlichten Glücke sich mir aufgethan, waren von ihr gestreift.

Sie war ein gebrochenes Menschenkind, das mühselig Christi Kreuz dahinschleppte.

XL.

Marianne ist für die Ihrigen gestorben — keine Seele hat sich um sie gekümmert — aber Tante Sibylle hat ihr Asyl gewährt, ohne sie mit Fragen zu peinigen, und ohne für sich ein Aufseherrecht in Anspruch zu nehmen.

Nachdem ihr Marianne alles gesagt, und sie ihr schweigend und ernst zugehört, hat sie das Mädchen auf die weiße Stirn geküßt und in ihrer stillen, geräuschlosen Art allein gelassen.

Am folgenden Tage bin ich bei Frau Sibylle gewesen.

Sie wohnt in einem uralten Hause und hat eine enge Mansardenwohnung inne.

In dem guten Zimmer, in dem gelbe Kirschbaummöbel stehen, wie man sie vor langer, langer Zeit gern mochte, warte ich eine kleine Weile. Auf dem blanken, weiß gescheuerten Fußboden, der nur

in der Mitte mit einem winzigen, verblichenen Teppich bedeckt ist, liegt kein Stäubchen. Das alte Cylinderbureau sieht mich geheimnisvoll an. In einer Ecke steht eine gläserne Servante, die allerhand Antiquitäten birgt. Dann ist noch ein Schreibtisch da mit einer hohen, ganz mit Büchern angefüllten Wand, und davor ein runder, schön geschweifter Sessel. An dem Fenster befindet sich ein hochlehniger, mit Leder überzogener Großvaterstuhl und vor einem ehrwürdigen, braunen Plüsch-Sofa ein ovalförmiger Tisch. Die Wände sind bis auf das letzte Plätzchen dicht behangen mit alten Ölgemälden, Familienbildern und getreuen Kopien nach Dürer, Holbein und Cranach, alle in goldenen, feierlichen Rahmen.

Und nun erscheint Frau Sibylle. Eine schlanke, feine Dame. Auf dem weißen Haar trägt sie ein weißes Spitzentuch, während ihre Kleidung tief schwarz ist. Sie hat feine, beinahe noch jugendliche Züge. Zwei helle, durchdringende Augen sind auf mich gerichtet. Sie reicht mir ihre Hand, die die Mariannens sein könnte.

Ich verneige mich vor ihr in tiefer Scheu.

— Marianne ist im Augenblick fort, sagt sie mit ungemein melodischer Stimme. Sie werden

eine kleine Weile sich mit mir begnügen müssen, und das ist mir lieb, fügt sie leiser hinzu.

Sie nimmt auf dem Sofa Platz, und ich versinke in dem Großvaterstuhl.

— Ich möchte mit Ihnen, beginnt sie freimütig, über die Vergangenheit nicht sprechen — sie gehört allein Ihnen und Mariannen. Ich weiß nur nicht, fügt sie bedrückt hinzu, was daraus werden soll. Ich sehe keine, keine Lösung. Und das ist das Bittere, über alles andere käme ich hinweg. Es liegt mir ganz fern, fährt sie zögernd fort, den Dingen vorgreifen zu wollen. Nur um eins bitte ich Sie, seien Sie gegen Marianne stets so gütig, wie das arme, holde Geschöpf um Ihretwillen es verdient hat.

Sie zieht ein feines Batisttüchelchen vor und fährt über ihre Augen.

— Ich werde weicher als ich gewollt, sagt sie gedämpft mit einem Anflug von einem Lächeln. Mir geht des Kindes Schicksal nahe. Künstler sind in der Regel schlechtes Volk. Sie leeren das Glas bis zur Neige und werfen es dann zur Erde, daß es in tausend Splitter zerklirrt.

Sie erhebt sich und tritt auf mich zu.

— Seien Sie mir nicht böse — ich wollte nicht anklagen.

— Gnädige Frau, entgegne ich leise, ich habe kein Recht, Ihnen zu zürnen. Aber ich darf über die Vergangenheit sprechen, weil sie mir das Beste in meinem Leben gebracht hat. Und ich möchte sie nicht, fahre ich mit fester Stimme fort, ungeschehen machen. Ich spreche so zu Ihnen, weil ich nach Mariannens Schilderung Ihres Wesens die Zuversicht hege, nicht, daß Sie das, was ich gethan und thun mußte, freudig billigen, sondern daß Sie mich begreifen werden. Ich bin ein Mensch, gnädige Frau, der vor seiner Zeit elend wurde. Ich habe eine harte Jugend hinter mir. Ich führe darüber keine Klage; ich weiß, daß ich das Schicksal mit Tausenden teile. Ich mußte, noch Knabe, für mich einstehen und hatte vor dem Gelderwerben eine bange Scheu. Ich baute in meinen Träumen Luftschlösser, ich dachte als Kind, ich würde ein Dichter werden, einer, der etwas zu sagen hätte. Und statt der Dichtung packte mich das Leben mit seiner rauhen Wirklichkeit. Ich führte ein mühseliges Schüler- und Studentenleben und mußte mit meinem Stolz und Hochmut in fremden Häusern Frohndienst thun, verbohrte Hirne öffnen. Sie miß-

verstehen mich nicht, meine liebe, gnädige Frau! Das Lehren ist eine wundervolle Sache und Lehrer sein des Schweißes wert. Es giebt aber Naturen, und zu denen zähle ich mich, die so unendlich viel mit sich zu thun haben, daß für sie die Außenwelt gar nicht in Betracht kommt. Ihr Inneres gleicht einem dunklen, verschlossenen Schacht, in den sie hinabsteigen, um beim bleichen Schein der Grubenlampe ängstlich zu hämmern und zu klopfen und kargen Reichtum empor zu fördern. In den Jahren des geistigen und körperlichen Hungers rang ich mich los. Ich warf kurz vor Thoresschluß im Vertrauen auf meine junge Kraft — in der Jugend besitzt man ja noch einen so herrlichen Stolz — Brotstudium, ehrbare Doktorwürde — ich warf alles beiseite und wurde ein freier Schriftsteller, ein Litterat, oder wenn ich es edler ausdrücken darf, ein Betrachter des Lebens auf seinen Höhen und in seinen Tiefen. Des Buchwissens war ich müde, ich suchte in den Menschen zu lesen. Und manchmal meinte ich, sie besser als andere zu verstehen. Ich hatte anfangs Glück, dann kamen die kleinen Nadelstiche, und das Wohlwollen, das dem Anfänger gegolten, wandelte sich. Die Zweifel, die keinem Künstler erspart bleiben, stellten sich ein, es gab diese bangen,

schlaflosen Nächte, wo man sich fragt, ob man denn ein Recht hat, mitzuthun, anstatt ein ehrliches Handwerk, das seinen Mann nährt, wie ungezählte Andere zu ergreifen. Die Großstadt mit ihrem Lärm begann mir wehe zu thun. Ich wollte in der Einsamkeit und in der Stille an mir arbeiten. Es war in einer Zeit, wo ich mich verlassener als ein Hund fühlte, den man vom Hofe weggeprügelt. Ich gebe Ihnen die Stimmung jener Jahre wieder, die vielleicht in ihrer Grundlosigkeit ein wenig zum Spott herausfordert. Ich schäme mich dessen nicht. Ein gewisser Überschwang von Gefühl scheint mir auch heut noch besser als das Gegenteil. Ich wurde also an irgend einen kleinen Flecken verschlagen — und hier lernte ich meine Frau kennen, die nach einer kurzen, unglücklichen Ehe ihren ersten Mann verloren hatte. Sie hatte eine Stimme, die gut klang und eine schlanke, feine Hand, die mir wohl that. Sie war allein unter fremden Leuten und sehnsüchtig nach Liebe. Sonst schien sie mir ausgeglichen und voll innerer Güte und Harmonie, während in mir tausend wirre und verschlungene Fäden durcheinander liefen. Ich träumte mir ein bescheidenes Leben, abgeschieden von aller Welt. Ich dachte mir, das ist die Frau, die Dich verstehen

wird. Sie wird, wenn Unruhe und Ängste über Dich kommen, ihre Hand auf Deine Stirn legen und mit guten Augen gut Dich ansehen. Du wirst still und zurückgezogen für Dich leben, ausschöpfen, was etwa in Dir ist und nach dem Sturm und Drang der Jugend zur Erkenntnis Deines Könnens und zum Verständnis Deines Wesens gelangen. Ein in sich gefesteter Mensch wirst Du werden, der alles Wunderbare, was rings um ihn ist, in sich aufnehmen und an seinem eigenen Wachstum, so gering es immer sein mag, sich freuen wird. Ich habe es ihr mündlich und schriftlich gesagt, daß ich von Natur selbstisch, launisch und eigensinnig sei und all die schlechten Eigenschaften besitze, die man gemeiniglich den Künstlern nachredet. Ich sagte ihr, daß ich unendlich viel Güte, Nachsicht und Verständnis brauchte. Meine verehrte Frau, unterbreche ich mich, ich habe das Gefühl, als ob ich Ihnen eine Beichte ablege, die langatmig und für einen Dritten von geringem Interesse ist. Mir selbst fällt sie bitter; denn es ist sonst nicht meine Art, über mein inneres Erleben mich auszulassen. Ich habe indessen das Bedürfnis, daß Sie einen Einblick in mein Wesen bekommen, um mein Handeln . . . .

— Fahren Sie bitte fort, sagt Frau Sibylle in einfachem und gütigem Ton.

— Ich will über meine Ehe nur ein paar Worte sagen, vor allem, daß ich der ärmsten Seele, der ich so Schlimmes anthun mußte, nicht eine Schuld aufbürden möchte. Wie ich mich geschildert, so war ich; in mich versunken und ganz erfüllt von dem, was ich zu gestalten wünschte, gequält von meinen Zweifeln, ohne Rücksicht und ohne jenen Erwerbssinn, der für die Behaglichkeit des Lebens sich müht und aus dem Hause die Sorgen bannt.

— Ich bin in diesen Jahren allmählich abgestorben. Eine dumpfe Verzweiflung kam über mich und eine Unlust an der Arbeit und dem Leben. Anfangs klammerte ich mich an den Gedanken, wir müßten wie zwei ehrliche Menschen auseinandergehen; denn ich war der Ansicht, man dürfte die Suppe, die man sich eingebrockt, nicht zu Ende essen, sobald man nach dem ersten Löffel gemerkt, daß sie vergiftet sei. Das Ehegift halte ich nämlich für das schlimmste, weil es einen so furchtbar langsam fertig macht. Genug, ich konnte meinen Willen nicht durchsetzen, sie hing an mir, gab mich nicht frei und konnte ihrer ganzen Natur nach vielleicht nicht anders handeln. Und doch müssen Sie sich

meine Frau als einen Menschen vorstellen mit einem leidenschaftlichen Trieb zu allem Schönen und einem Sinn, der an sich auf alles Edle gerichtet ist. Sie hatte wohl auch das Empfinden, daß trotz aller Kämpfe das Leben ohne mich für sie noch härter sein würde; denn manche Quelle, die für sie im Verborgenen dahinrieselte, hatte ich ihr gezeigt, und durch manche Thore hatte ich sie geführt, die sie vorher nicht gekannt hatte. Ich bin mir darüber heute noch nicht klar, welche Motive sie bei ihrem Widerstande leiteten. Manchmal will es mir scheinen, als ob sie nur aus verletztem Stolz gegen mich ankämpfte und ihre Neigung für mich mißhandelte. Dann wurden die Kinder geboren, mein blonder Sohn und meine Tochter mit den braunen Locken und den dunklen Augen.

— Die Kette wurde fester, je unerträglicher es in unserer Ehe wurde.

— Es kam die zwölfte Stunde, in der ich mir sagte, daß ich dem Untergange verfallen sei, wenn ich nicht alle meine Entschlußkraft zusammenraffte. Denn ich war ein Mensch geworden, der alle seine Hoffnungen begraben hatte, jeden Verkehr mied und auf dem Standpunkt angelangt war: Nun mag kommen, was da will — du rührst dich nicht mehr.

— Die Stunde, die mir diese letzte Klarheit gab, machte mich hart — um mich durchzusetzen, spielte ich ein grausames Spiel.

— Ich gehe darüber hinweg, ich darf voraussetzen, daß Mariannens Bericht auch hierüber Ihnen Gewißheit gegeben hat.

— Als ich mein Leben wieder auf mich allein gestellt hatte, gab es nur ein Ziel: Meine Kräfte zu sammeln, um dem geistigen und materiellen Zusammenbruch vorzubeugen. Den Gedanken an die Möglichkeit eines Glückes habe ich auch in meinen heimlichen Träumen nicht mehr gehabt — wohl aber glimmte in mir eine schwache Hoffnung, daß mir die Freiheit neuen Mut geben, daß es mir gelingen würde, für sie und die Kinder anders und besser zu sorgen, als in diesen verlorenen fünf Jahren. Ich war dem Ersticken nahe gewesen — und nun kam die bewegende, frische Luft, um mich langsam in das Leben zurückzurufen.

— So lagen die Dinge, als ich Marianne kennen lernte — ich, ein verheirateter Mann, zerzaust und vergrämt in einem Alter, wo andere erst beginnen, und sie voll von ungestillter Sehnsucht und unschuldigem Lebensdrang. Wir haben uns gegen einander gewehrt mit allen unseren Kräften — die

tausend Klugschnackigkeiten der guten Bürger, ihre strengen, ehernen Grundsätze haben wir gegen uns aufmarschieren lassen und ein viel schwereres Geschütz, das wir uns selbst geschmiedet hatten. Wir haben uns gequält, aufs Blut gequält, liebe, gnädige Frau, bis wir uns bewußt wurden, daß wir ein Recht auf einander hatten. Und darum sage ich heute mit klarem Blick auf die Vergangenheit, daß ich sie um nichts ungeschehen machen möchte. Wenn ich von mir sprechen darf — so hat sie mich nicht nur aufgerichtet, mir meinen Stolz und mein Selbstvertrauen zurückgegeben — sie gab mir etwas Besseres: ein Glück, das mich demütig machte, ein Glück, über das ich nicht zu sprechen vermag.

Ich erhebe mich plötzlich und trete an das Fenster. Ich hatte die Absicht gehabt, einer reinen, starken Seele ruhig und nüchtern die Formeln zu geben, die ihr mein Thun aufschließen sollten — und nun war mir beim Erzählen weh und warm ums Herz geworden.

Draußen fällt es von einem gespenstig bleichen Himmel in schweren, weißen Flocken, die sich wie ein Totenhemd über die Straße legen — und von ungefähr ist mir, als ob ich dünne, schwache Glocken höre, die zum Sterben läuten.

Fort . . . fort . . . ihr unseligen Schatten, die ihr euch zwischen mich und sie drängt.

Ich wende mich um — die gnädige Frau hält das Batisttüchelchen vor die Augen und schluchzt unhörbar in sich hinein.

— Tante Sibylle!

Sie läßt das Tüchlein fallen und sieht mich unendlich milde an.

— Tante Sibylle, ich habe ja auch, obwohl ich ein starker Mann sein sollte, so furchtbar Angst vor der Zukunft. An ein ruhiges Glück ist nicht zu denken — sie wird nie . . . nie in eine Scheidung willigen — aber selbst wenn sie dazu sich verstände . . . . Marianne würde sich dagegen auflehnen, nicht aus Gründen des Verstandes, sondern aus einer goldenen Reinheit ihres Wesens heraus. Nun sind wir ja beide freie Menschen, und so gebe ich die Hoffnung nicht auf, den Ausweg zu finden — die Welt ist weit — und ich bin an keinen Ort gebunden.

Mit einem weinenden Lächeln sieht mich Frau Sibylle an.

— Ich will Ihnen keine Richterin sein, sagt sie — ich begreife Sie, begreife Sie so gut.

Und nun ist es ganz still, bis sich auf einmal

die Thür öffnet, Marianne auf die Schwelle tritt — und den Bann löst.

Sie küßt die Tante und schlingt ihre Arme um mich — und ich küsse sie wieder, als wäre ich der Bräutigam und sie die Braut.

Tante Sibylle ist aus dem Zimmer geschlichen, und auch ich trete gleich darauf den Heimweg an.

Unterwegs surrt es mir beständig in den Ohren: Künstler sind ein schlechtes Volk .... ein schlechtes Volk ....

Hat Frau Sibylle recht? ...

XLI.

Plötzlich und ganz unerwartet hatte sie geschrieben, daß sie mit den Kindern in wenigen Tagen eintreffen würde.

In einer förmlichen Hetzjagd habe ich ihr draußen in der Kolonie Grunewald die Wohnung gerichtet. Hals über Kopf — voll Ungeschick und nervöser Hast.

Von dem kleinen Erker fällt der Blick über Fichten und Tannen.

Sie hat nicht in Berlin wohnen mögen — sie hat ein Grauen vor den Straßen, die wir gemeinsam durchwandert haben. Aber in meiner Nähe wünscht sie zu sein, um über ihr Schicksal zu wachen.

In ein paar Stunden ist sie da — ich habe alle Hände voll zu thun — ich möchte in die kleinen Räume Wärme und Behaglichkeit bringen. Weiße

Chrysanthemen, die sie liebt, stehen in einer Vase, in einer anderen dunkeler Blätterschmuck.

Im Kamin brennt ein rotes Feuer.

Der Portiersfrau, die bei dem mühseligen Geschäft der Wohnungseinrichtung, mühselig für einen Mann, der nichts davon versteht, mir zur Seite war, lege ich ans Herz, Holzscheit auf Holzscheit in das Feuer zu werfen, damit die Räume durchwärmt sind, wenn Frau und Kinder sie betreten, durchfroren von der Nachtreise.

Mein lieber Junge und mein süßes Mädel, wie schlägt eurem Vater das Herz! Wie sehne ich mich danach, euch in meine Arme zu schließen, euer goldenes Lachen und eure feinen Kinderstimmchen zu hören, eure kleinen Hände zu fühlen und über euer seidenes, weiches Haar leise zu streichen! Wie tief empfinde ich eure zarte Unschuld! . . . Und eure Kinderthränen, wie bewegen sie mich . . .

— Wann kommt die gnädige Frau? unterbricht die Portiersfrau mein Sinnen.

Ich fahre erschreckt auf, ohne ihre Frage recht verstanden zu haben.

— Ich meine man nur von wegen des Essens,

entschuldigt sie sich gleichsam. Damit alles parat ist, fügt sie zögernd hinzu.

— Sie haben schon recht, entgegne ich langsam. Also um ein Uhr können wir hier sein — und die Teller, füge ich autoritativ hinzu, müssen gehörig heiß sein, und bei dem Bouillon sparen Sie mir nicht mit dem Fleisch — hören Sie?

Die Frau lacht gutmütig.

— Nee, nee, Sie können sich auf mir verlassen. Wenn ich was auf mir nehme, das ist wie Amen in die Kirche. Auf mir ist wirklich Verlaß!

Es klingelt.

Ich öffne selbst, um dem Gespräch ein Ende zu machen.

Draußen steht der Kohlenmann, der nach dem Kellerschlüssel verlangt, um abzuladen.

— Ich komme mit, warten Sie einen Moment.

Mein Blick fällt auf die Guirlande. Oben steht in grellem Rot: Herzlich Willkommen.

— Den Zettel können Sie nachher abnehmen, sage ich halblaut zu der Frau, die mir den Schlüssel bringt.

— Das „Herzlich Willkommen" klingt so niederträchtig, so furchtbar herausfordernd.

Ich stehe unten am Wagen und übersehe die

Ladung. Ich bin mißtrauisch, ob man mich nicht wieder einmal gründlich hereingelegt hat. Gerade weil ich nichts verstehe, nehme ich an, daß mir das Diebsvolk das Fell über die Ohren gezogen hat. Man lebt ja unter lauter lieben Mitbrüdern, die nur nach dem Himmelreich streben.

Ich habe für den ganzen Winter die Heizung besorgt, dieweil noch ein paar blaue Scheine in meiner Brieftasche und ein paar rote Füchse in meinem Beutel sind.

Meine Kinder sollen wenigstens ein warmes Zimmer haben. Wer weiß, wann ich wieder zu Gelde komme!

Bin dreißig Jahre alt geworden! Habe mich redlich gemüht — und lebe in der ewigen Angst um das gemeine, tägliche Brot. Warum bin ich nicht ein Schuster geworden und arbeite mit Pech und Pfriemen? . . .

Wenn mein Sohn Schriftsteller werden will, so schlage ich ihn tot — er soll nicht das Hungerdasein, das Lumpenleben führen, Bücher für das Gesindel schreiben, über die sie maulen, nachdem sie sie aus den Leihbibliotheken glücklich . . .

Pfui Teufel — ich schimpfe — jetzt, wo mich eine Seele von Verleger so fürstlich honoriert hat, daß

ich die nächsten, folgenschweren Monate Frau und Kinder ernähren und meinen Schneider besänftigen kann.

Ich blicke in die schwarzen, dunklen Kohlen, die gierige Menschenhände aus ihrem tiefen Schlummer gerissen, um sie den züngelnden Flammen — — puh, ich werde lyrisch . . .

Eine herbe Bitterkeit durchdringt mich — der Vorgeschmack von dem Mahl, das mir bevorsteht. Ich weiß, daß ich mein Hirn betäuben will, um über zweier Frauen Leid hinwegzukommen. Was machen sie durch in diesen Stunden? . . .

Die Leute sind fertig und werden abgelohnt — — ich werfe mir den Mantel um . . . es ist die höchste Zeit.

In einer Stunde feiern wir Wiedersehen Auge in Auge . . . . .

Der Bahnperron ist verhältnismäßig leer.

Ich durchmesse ihn langsam.

Mich friert . . . Wenn nur der erste Moment vorüber wäre!

Nur hier kein Gefühlsausbruch. Nur keine große Scene à la Sarah Bernhard . . . es wäre zu geschmacklos . . . nein, davor bin ich sicher. Ganz gewiß, davor bin ich sicher.

Der Zug wird signalisiert . . .

Ich starre in die Richtung, aus der er kommen muß . . .

Die Kinder . . .

Und Marianne betet — — betet für mich.

Die Schmerzensreiche . . .

Eine Dampfwolke kündigt ihn an . . .

Noch ein paar Stöße . . .

Ich richte mich empor . . . mein Gesicht wird hart . . .

Und erhobenen Hauptes suche ich die Coupés ab.

Ah . . . Da . . . das Gesicht unserer kleinen Engländerin, das ängstlich aus dem Fenster hervorlugt.

Ich öffne die Thür . . . Die Kinder jubeln . . . Vati . . . Papa . . . Papa . . .

Und sie ist bleich, verfroren und lächelt erschütternd. In ihren Augen ein paar Thränen.

Wir reichen uns stumm die Hände.

— Wie war die Fahrt? frage ich, um doch etwas zu sagen.

— Es war eine wundervolle Fahrt, entgegnet sie leise . . . eine wundervolle Fahrt.

Ich nehme ihr den Gepäckschein ab und besorge den Wagen, der uns zu dem Stadtbahnhof bringt.

— Vati, ich sitze neben Dir — mein lieber Vati.

Und mein Töchterchen schmiegt sich bei diesen Worten dicht an mich, und mein Junge streckt die Arme nach mir aus und will um jeden Preis auf meinen Schoß. Er brabbelt in einem fort: Papa . . . Papa, als ginge dieser Begriff zum ersten Male deutlich in seinem Bewußtsein auf.

Papa . . . Papa . . . er ist so stolz.

Sie sitzt still in ihrem Winkel und sagt nichts. Und ich herze und küsse meine Kinder, die schöner sind als der Frühling.

— Lotte, weißt Du was?

— Was denn, Vati?

— Bist weiß wie Schnee und rot wie Blut!

— Mutti ... Mutti ... sie klascht vor Vergnügen in die Hände.

— Bin auch Snee.

— Ja, mein Junge!

— Weißt Du was, Vati?

— Was denn, Lotte?

Sie holt aus ihrem Mantel ein kleines Ungetüm von Puppe hervor, das sie ängstlich vor der Kälte geschützt hatte, ohne Arme und mit einem halb zertrümmerten Schädel.

— Das ist Carlchen! sagt sie mit leuchtendem Stolz, mein Carlchen, Vati!

— So . . . o . . . o . . . hm! Und wo hat denn das Carlchen seine Arme?

Sie wird ganz rot und denkt offenbar krampfhaft nach.

— Vati . . . er ist mir einmal weggelaufen!

— So ein ungezogener Kerl — das ist ja schrecklich, und was war denn da?

— Da . . . sie ist in der größten Verlegenheit — aber gleich sieht sie mich siegessicher an und mit edler Dreistigkeit fährt sie fort — da kamen lauter, lauter fremde Puppen, Vati, ach so viele Puppen auf mein Carlchen zu und . . .

— rissen ihm die Ärmchen aus, ergänze ich, um ihr den Schwindel etwas leichter zu machen.

— Ja, bestätigt sie tief aufatmend.

— Und dann? forsche ich weiter.

— Und dann — wiederholt sie und sieht mich hilflos an.

Wieder grübelt sie eine kleine Weile, und mit einem schelmischen, glücklichen Lächeln spinnt sie den Lügenfaden weiter.

— Dann kam ein Jäger . . . ein großer Jäger und schoß all die fremden Puppen tot.

Ich bin geschlagen und lache aus befreitem Herzen.

Die Kinder sind ausgelassen und scherzen — und ich werfe zuweilen einen verstohlenen Blick auf ihre verhärmten Züge, die denen einer **mater dolorosa** gleichen . . .

Wir steigen die Stiegen empor, die zu ihrer künftigen Wohnung führen, wo sie von nun ab allein hausen wird.

Ihr erster Blick fällt auf die Guirlande und den roten Zettel, den die Frau trotz meiner Weisung nicht entfernt hatte.

Sie stößt ein gellendes Gelächter aus.

— Herzlich willkommen . . . Dir? . . Kinder, da freut Euch . . . wir sind Eurem Vater herzlich willkommen . . .

Und die Kinder, die den Hohn nicht begreifen, schmettern aus ihren kleinen Kehlen frohe Töne.

Ich läute — die Portiersfrau öffnet — und die Züge meiner Frau nehmen einen völlig anderen Ausdruck an.

Sie ist jetzt ganz Dame, vornehm und aufrecht. Man darf und soll es ihr nicht ansehen . . .

— Ach, die goldenen Seelchen, ruft die Portiersfrau, nachdem sie ihren Knix gemacht.

Die Zimmer sind warm und behaglich, mein Junge und mein Mädchen laufen selig von einem Ende zum andern. Die warme Suppe wird aufgetragen — und die bleiche Wintersonne stiehlt sich hinein.

Nach dem Essen sage ich: — Ihr müßt jetzt unbedingt ruhen — morgen komme ich wieder.

— Kommst Du wieder . . . zu Besuch, o wie gut!

Sie zittert und wendet sich ab. Sie ist so müde, daß sie sich kaum aufrecht halten kann.

— Adieu, meine Kinderchen.

Sie hängen an mir und wollen mich nicht lassen.

Da dreht sie sich wieder um und sieht mich groß und kalt an.

— Die Kinder gehören mir — — mir allein, Du hast sie verlassen und von Dir gestoßen!

Ich rufe das Mädchen.

— Bringen Sie die Kleinen ins Bett, befehle ich in herrischem Ton.

Und als wir wieder allein sind, und sie mich von der Seite scheu ansieht, sage ich mit der nämlichen Stimme:

— Ich rate Dir allen Ernstes, jedes Deiner

16*

Worte zu wägen, und jetzt ruhe aus, füge ich milder hinzu . . . morgen ist auch noch ein Tag.

Sie sieht mich erschreckt und großäugig an, als fühlte sie, daß ich ihr ganz entglitten bin — und daß ihr Jammer ohne Ende ist.

Aber keinen Laut bringt sie hervor.

XLII.

Ich komme zu Marianne und erzähle ihr von meiner lieben Lotte — von ihrem entlaufenen Carlchen, dem die fremden Puppen den Kopf zertrümmert und die Arme ausgerissen — und von dem großen, großen Jäger, der in höchster Not ihn aus den Klauen seiner Peiniger befreit hat.

Sie hört mir zu mit einem schmerzhaften Zug in ihrem lieben Gesicht.

— Ach, Marianne, sage ich, wenn das Kind wüßte, was es für eine tiefsinnige Geschichte in seiner Unschuld erdichtet hat. Ein Symbolist könnte es nicht besser machen. Carlchen ist natürlich der Leidensmensch, dem der Schwarm der fremden Puppen — es sind ja immer die Fremden — den Garaus macht — sie richten ihn zu Grunde — und wie er ganz elend, sozusagen fertig ist, kommt in der Gestalt des großen Jägers der edle Menschen-

freund und Retter — und Carlchen muß . . . muß weiter leben, ein Krüppel an Haupt und Gliedern. Und die kleine Mama hegt und pflegt zärtlich ihr Schmerzenskind. Ist das nicht ein feines Puppenspiel, und habe ich recht, daß ein Symbolist so delikat es nicht zu stande bringt? Du hättest dabei sein müssen, wie herzhaft das kleine Ding mich angelogen hat.

Marianne weint.

— Du sollst nicht so sprechen, ich kann es nicht hören, Du sollst nicht so grausigen Sinn hinter süßen Kinderworten suchen.

Ich blicke beschämt zu ihr auf.

— Du hast recht, wie immer, Du Liebe, Du Süße, Du Einzige! . . .

Und nun muß ich ihr berichten — jede Einzelheit will sie wissen, wie die Kinder aussehen, was sie sonst noch gesprochen haben — ob mein Mädel mich sofort erkannt hat, ob mein Sohn mir ähnelt. Und auch von ihr will sie hören — von der ärmsten Frau auf Gottes Erde. Und wie ich Marianne in ihrer strahlenden Schönheit sehe, so jung und zart und hold, in meinen Händen aufgeblüht — und wie ich an sie denke, die sich durch mich um die Frucht des Lebens — um ihren Daseinszweck

betrogen sieht — — — da bin ich am Ende meiner kargen Weisheit. Und wie nannte ich mich Frau Sibyllen gegenüber? Ich glaube: Einen Betrachter des Lebens auf seinen Höhen und in seinen Tiefen? ... Wer lacht da? rufe ich mit ... mit ... der Himmel mag wissen, mit wem ich das rufe! ...

XLIII.

Was führe ich für ein zerrissenes Leben! Heute bin ich bei Marianne, die von der Stunde an, wo Dorothea hier weilt, etwas unsagbar Wehes hat — und morgen bin ich bei ihr und meinen Kindern. Die hängen an mir — und ich an ihnen — und die Mutter ist von leidenschaftlichem Gram; möchte mich an sich drücken und möchte mich von sich stoßen in wildem Haß. Sie will mich sehen, oft ... oft ... aber sobald ich da bin, giebt es nur bittere Auseinandersetzungen.

Eines Tages sagt sie: — Ich will wissen, wo Du wohnst!

Und als ich ihr die Antwort weigere, ist sie ganz außer sich.

— Ich darf nicht wissen, wo Du wohnst ... ich darf das nicht wissen ... ich, Deine Frau? Kinder ... Kinder ... Eure Mutter ist eine Dirne,

vor der der Vater sich versteckt . . . jeder darf zu ihm kommen, nur Eure Mutter nicht.

— Du läßt mir die Kinder aus dem Spiel, entgegne ich hart. Ich brauche einen Flecken, wo ich allein bin, sonst beginnt das alte Lied.

— Wo Du allein bist? . . . fragt sie mißtrauisch.

Ich habe in meiner Ehe das Lügen gelernt.

— Wo ich allein bin, wiederhole ich fest. Alles möchte ich thun, um mit Dir Frieden zu halten, Du aber . . .

— Ich aber wehre mich, daß ich wie eine Ausgestoßene behandelt werde. Ich habe nichts gethan und bestehe auf meinem Recht — auf meinem heiligen Recht!

— Das darin besteht, mich in meiner Arbeitskraft lahm zu legen und mich elend zu machen.

Ihre Augen leuchten.

Mir ist, als wäre um mich eine undurchdringliche Finsterniß, und als sähe ich nichts außer diesen funkelnden Augen.

— Phrasen . . . Phrasen . . . Phrasen . . . ruft sie mit erstickter Stimme. Nichts als Phrasen. Mach Du mich und Deine Kinder glücklich und zufrieden, und Du wirst nicht elend sein.

Ich wende ihr den Rücken. Was ich sagen mag — sie behält ja doch recht.

— Du . . .!

— Was willst Du?

— Wenn Du glaubst, daß ich Dich je frei gebe, so irrst Du. Niemals . . . niemals! Und mit einem schwärmerischen Ausdruck: Ich warte, bis meine Zeit kommt — und wenn ich alt und grau dabei werde — so habe ich doch eine Beschäftigung. Mir und den Kindern gehörst Du — den Kindern, die Du in die Welt gesetzt hast.

XLIV.

Beim Nachtmahl in Tante Sibyllens guter Stube mit dem blanken Fußboden und den gelben Kirschbaum-Möbeln. Auf dem Tisch brennt eine altmodische Öllampe, die ein warmes, liebes Licht verbreitet.

Wir sprechen über die Ehe.

Ich: — Es giebt keine größere Barbarei als die Ehe.

Die Tante: — Es giebt nichts feineres als die Ehe. Alles ist eitel und äußerlich — aber das Zusammenleben zwischen Mann und Weib, die Liebe für die Kinder — das ist etwas über alle Begriffe Schönes.

Marianne mit gefalteten Händen: — Nicht wahr, das meinst Du auch?

Ich: — Tante Sibylle hat mich mißverstanden. Ich sehe die Barbarei darin, daß zwei Menschen

laut Standesamt und Staat so gut wie unlöslich an einander gekettet sein sollen. Sie verlangen die Certifikate des Ehebruchs oder die Beweise, daß man ein ganzes Lümpchen ist, ehe sie trennen.

Die Tante: — Irgend eine Norm muß da sein.

Ich: — Meine Behauptung geht dahin: daß von hundert Ehen neunzig eine Marter sind. Mit Siegesbewußtsein tritt man in die Ehe, mit lauter thörichten, grundlos frohen Voraussetzungen, und nach einem Jahr — wird man's gewahr — wie es in dem Merkspruch heißt. Menschen, die aufrechten Hauptes — stolz ihren Weg gegangen — werden zu Duckmäusern. Ein unglückliches Zusammenleben macht gemein!

Die Tante: — Das Leben ist ein Prozeß, in dem jeder Mensch sich allmählich abwirtschaften muß. Die Starken gehen an persönlichem Leid nicht zu Grunde — sie richten sich daran auf — und das nennt man bei einem Manne Männlichkeit und Selbstzucht — bei einer Frau Größe.

Marianne mit langsamer Betonung jedes Wortes: — Wer seinen Anspruch auf Liebe unerfüllt sieht und sich aus sittlichen Gründen Entsagung auferlegt — der ist durch das Leben wie durch eine Wüste gegangen.

Ich blicke erstaunt auf.

Es ist das erste Mal, daß sie klar und bestimmt für ihr Thun eintritt — und sich selbst freispricht.

— Ich bin der festen Überzeugung, fahre ich fort, daß die Menschen weniger durch materielle Sorgen vor der Zeit alt und stumpf werden, als durch den Ehekampf — und ich lehne mich gegen die Moral der Spießer auf, die die Frauen, welche ohne Standesamt ihre Liebe bekennen, aus der Gemeinschaft der Wohlanständigen ausstößt — und ihren Kindern das Schandmal aufbrennt.

Tante Sybille: — Lieber Freund, Sie stecken schon im Jahr 2000. Mit feierlichen Entrüstungen hebt man die Gesellschaft nicht aus den Fugen.

Ich: — Neulich war ich in einem Kreise von Malern und Bildhauern. Einer, der Frau und erwachsene Töchter hat, machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. Er sagte: ich pfeife auf den Staat, der seine nicht durch Heirat versorgten Töchter trostlos verkümmern und vertrocknen läßt. Statt des Eheschachers sollte sich jedes Mädchen frei und ehrlich zu dem Manne, den es liebt, hinneigen dürfen. Und das Kind, dem es das Leben schenkt, sollte sein Stolz und nicht seine Schande sein.

Tante Sibylle mit gutmütigem Spott: — Und wie denkt sich Ihr Apostel die Geschichte weiter?

Ich: — Daß mit dem Vorurteil der Gesellschaft gebrochen werden müßte — — von Staats wegen. Der Widersinn von gefallenen Mädchen müßte ausgemerzt und die bornierte Forderung, nur eine verheiratete Frau dürfe sich ausleben, kassiert werden. Die überzähligen Frauen, die nicht heiraten, können nicht die Enterbten sein, die Ausgestoßenen von der Tafel des Lebens. Der Begriff der alten Jungfer ist in sich gemein und unnatürlich. Darin wurzelt die Frauenfrage, daß man ihnen das Recht auf Liebe zuerkennt, daß man diejenigen nicht ächtet, die den Mut haben, sich durchzusetzen.

Tante Sibylle seufzt wieder: — Die Jugend darf neue Forderungen stellen, sagt sie leise. Niemand kann es ihr verwehren. Und ich widerspreche vielleicht nur, weil man mit weißen Haaren ängstlich wird.

Sie erhebt sich schwerfällig, nickt uns gütig zu und verläßt das Zimmer.

Wir beide sind eine Weile still, bis Marianne die Augen groß zu mir aufschlägt: — Komm, sagt sie, es ist eine so wundervolle, sternenklare Nacht — ich kann mich nicht von Dir trennen — laß uns noch eine Strecke gehen.

Ihre Stimme bebt, und ihre Hand zittert in der meinen.

Sie holt sich den Mantel, schlingt ein weißes Tuch um ihr weiches Haar, und auf den Fußspitzen, um Tante Sibylle nicht zu stören, verlassen wir die Wohnung.

Draußen ist Frost, und wir gehen Arm in Arm eng aneinander geschmiegt durch die tiefe Nacht.

Um uns ist Totenruhe — in uns strömt das Leben.

Wir gehen durch den Schnee, und der Schnee knirscht unter unseren Tritten. Wir spüren die Kälte nicht. An stummen Baumriesen, die gespensterhafte Schatten werfen, schreiten wir vorbei.

Der Himmel funkelt. Und jetzt sind wir mitten im Thiergarten, der einer einsamen, ausgestorbenen Winterlandschaft gleicht. Das kahle Geäst viel hundertjähriger Stämme ist in blendenden Schnee gehüllt — die alten Stämme verschwimmen mit dem Horizont.

Und uns ist es plötzlich, als ob auf die bleichen Zweige hier und da und dort glitzernde Sterne gefallen wären, die nun auf weißem Grunde leuchten.

Der stille Garten, der weit sich dehnt und streckt — der ausgestirnte Himmel — die klare, kalte Luft

— die winternächtliche Einsamkeit und Pracht — sie erfüllen uns mit süßer Trauer.

Und auf einmal bleibt Marianne stehen, und indem sie meine beiden Hände ergreift und in tiefer Demut und unsagbarer Hoheit zu mir aufschaut, sagt sie: — Ich will, daß Du es weißt. Und bei diesen Worten strahlt ihr Gesicht heller und reiner als die Sterne auf dem Schneegrunde.

Ich halte ihren Blick erschüttert aus — ich kenne ihre schmerzensreiche Seligkeit, bevor sie ausgesprochen ist, und ich ziehe Marianne an mich und küsse ihr in dieser heiligen Nacht, die uns gehört, und in dieser Einsamkeit, die unser ist, die Thränen aus den Augen.

Da weiß sie, daß ich sie verstanden habe.

— Und damit hast Du Dich allein, so ganz allein gequält?

— Ich habe Angst gehabt, entgegnet sie bebend, es könnte Dich beugen und noch mehr niederdrücken — mein Glück. Ich bin ja so froh, so unaussprechlich froh. Und nun wird alles gut, wenn Du nur willst, fährt sie geheimnisvoll fort. Sieh, mein geliebter Mann, den Sohn will ich, denn es wird, setzt sie tief ernst hinzu, ein Sohn sein — auf meinen

Händen tragen in Stolz und Freude. An jeden Tag und jede Stunde, die ich mit Dir verlebt, soll er mich erinnern. Du gabst meinem Leben allen Glanz, Du führtest mich zu lachenden Wiesen, auf denen jeder Halm und jedes Blümchen vergoldet waren. Du zogst mit mir in ein Schloß auf hohem Berg, und fest umschlungen standen wir auf dem Söller und blickten schweigend in das Abendrot. Ich lehnte mich zitternd an Dich — der rote Himmel that mir leise weh. Ich sah, wie Dein Gesicht düster wurde, und wie bittere Falten es vergrämten. Ich sah, daß Du littest, weil ich in meinem Glücke mich sündig fühlte. Und nun wird alles gut — wenn Du ..... sie hielt einen Moment inne, und mit herzzerreißendem Schluchzen wiederholt sie noch einmal, nun wird alles gut, wenn Du den Abschied mir nicht schwer machst.

Ich verstehe sie nicht. Aber mir ist, als ob der Boden unter mir wiche.

— Du darfst mich nicht so ansehen — Du mußt mich ja begreifen! fährt sie klagend fort. Ich will das Beste, was mir das Leben beschert hat, rein erhalten, ich will es hüten, wie etwas, auf das kein Stäubchen fallen darf. Und für meinen Sohn will ich arbeiten, bis mir das Blut aus den

Fingernägeln kommt. Von dem Augenblicke an, wo alles das mir klar wurde, bin ich erst ruhig und in mir still geworden. Du weißt, ich bin ein Mensch, der seinen Kopf hoch tragen muß. Frei vor der Welt will ich mich zu meinem Kind, zu Deinem Sohn bekennen — aber, setzt sie hinzu — ich darf Dich nie mehr sehen — ich darf nicht zwischen Dir und ihnen sein. Für mich und mein Kind brauche ich Klarheit. Wir brauchen das helle Tageslicht.

Sie schlingt ihre Arme um mich und in flehendem Ton: — Sag, daß Du nie ... nie Dich dagegen sträuben wirst, sag's, damit wir die Zeit, die uns noch bleibt, auskosten bis auf die Neige.

Und wie sie mich jetzt ansieht mit Augen, in denen eine namenlose Angst liegt, wie ihr ganzer Körper in Hangen und Bangen aufgelöst scheint, wie sie demütig ihr Schicksal in meine Hände giebt, von meinem Spruch alles erwartet — da zerbricht mein Herrenrecht.

— Wie Du es willst, Marianne, so soll es sein. Du aber kannst es nicht wollen, nicht heut, nicht morgen, nie . . . nie . .!

XLV.

Die Monate gehen ins Land.

Mariannens Weckruf ist verklungen.

Sie hat mit keinem Worte mehr jene Winternacht erwähnt — und ich selbst lege meinem Versprechen keinen allzu feierlichen Ernst bei. Ich weiß, daß die Frauen in diesen Zeiten abenteuerliche Gedanken fassen, an sonderliche Wünsche sich klammern. Später begreifen sie sich selbst nicht mehr und lächeln nur still über ihr seltsames Wesen.

XLVI.

In ihren freien Stunden ist Marianne bei mir. Kein Wort, das mich quält, kein Blick, der mich ängstigt. Sie ist von einer gesegneten Ruhe, die sie so gern auf mich übertragen möchte.

Einmal sagt sie, indem sie nachdenklich die Stirn ein wenig empor zieht: — Tante Sibylle und ich sind in unserm Denken und Empfinden aus der Delius'schen Art geschlagen. Von der Tante will ich gar nicht reden — aber von mir, die ich nach dem Urteil von Vater und Mutter alle Schranken durchbrochen habe. Wie komme ich zu ihnen?

Ich entgegne voll Zärtlichkeit: — Das ist die Weisheit der Natur, daß sie Generationen hindurch scheinbar geizt und zurückhält, bloß um auf den einen Menschen hin zu sparen, der dann ein ganzes Geschlecht krönt. Siehe Goethe — und siehe auch

— ja siehe auch Marianne Delius, die ein Genie an Herzensgüte und Reinheit ist.

Da lachte sie mit einem himmlischen Lachen.

— Und sprichst Du wahr — so wird es Deinem Sohn zu Gute kommen, sagt sie in Seligkeit.

Sie nimmt meine Rechte.

— Ach, Du weißt es nicht, was das für ein Büblein geben wird . . .

Ihre Augen sind freudetrunken.

— Komm, küß mich — — küß mich! Nein, nicht die Hand, wehrt sie ab, nicht die Hand . . . .

— Was hast Du denn — so sprich doch, was hast Du denn? . . .

— Furcht, daß mein Glück sich davonstehlen könnte, und ich allein, ganz allein zurückbliebe.

Mit verängsteter Miene wendet sie sich stumm ab.

Sie will mich nicht an mein Versprechen mahnen.

XLVII.

Nachmittags.

Die Dämmerung ist hereingebrochen.

Wir stehen an den weit geöffneten Fensterflügeln, atmen die Luft des jungen Frühlings ein und blicken in das erste Knospen.

Marianne singt in leisen, glockenreinen Tönen:

Die lauen Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und wehen Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft — o neuer Klang —
Nun, armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich alles — alles wenden.

Ihre Stimme ist nur klein, aber sie hat ein erstaunliches Ausdrucksvermögen und einen unsagbaren Reichtum an Empfinden.

— Klingt es nicht fast wie ein Sterbelied, sagt sie und blickt voll Weh zu mir empor.

— Nein, erwidere ich, es liegt ganz im Gegenteil ein schmerzlich süßes Hoffen, ein Drang zum Leben in diesen Strophen.

Sie schließt die Augen. Eine tiefe Müdigkeit liegt auf ihren Zügen.

— Der Frühling macht mich matt und träge. Am liebsten würde ich ein wenig schlafen.

Ich öffne ihr die Tapetenthür, die zum Nebenzimmer führt — ich sehe es ihr an, wie sehr sie Ruhe braucht.

Sie küßt mich noch einmal — dann dreht sich der Schlüssel im Schloß — und ich bin allein.

Ich lausche einen Moment — ich höre das Rascheln ihrer Kleider, und gleich darauf ist tiefe Stille.

Ich schließe die Fensterflügel und setze mich vor meinen Schreibtisch ... Ich sinne vor mich hin ...

Draußen dunkelt immer mehr der Himmel — und in meinem Zimmer ist es so ruhig und still wie in der Nacht. Ein tiefes Schweigen um mich — ich kann die Gegenstände nicht mehr scheiden ... alles verwebt sich ineinander.

Ich denke an nichts und höre nur die geheimnisvollen Geräusche der Finsternis und Einsamkeit. Ich lüge: Ich denke beständig an sie, die nur

durch eine dünne Tapetenthür von mir getrennt ist. Trotz Schloß und Riegel würde die Thür meinen Fäusten nachgeben, wenn ich sie jetzt sehen wollte.

Nein . . . nein . . . ich werde ihren Schlaf nicht stören. Ich nicht . . .

Ich schrecke plötzlich in die Höhe . . . . Was ist das? . . .

Ein leises, böses Klopfen dringt zu mir . . .

Nein, ich habe mich getäuscht.

Und wieder will ich in mein Grübeln versinken, das mir wohl thut. Aber wieder pocht es, und diesmal lauter und härter.

Ich erhebe mich mühselig.

Wer es auch sei, der meine Ruhe stört, er schere sich von meiner Thür, er lasse mir meinen Frieden. Ich will jetzt niemanden sehen — niemanden — — ich will allein sein.

Es klopft von neuem.

Ich öffne langsam.

Dorothea steht auf der Schwelle. Sie, an die ich nicht gedacht, die ich nicht erwartet hatte.

— Ich bin es, sagt sie in scheuem Tone, ja, ich bin es.

Ihre Stimme thut mir weh, und tro des Dunkels erkenne ich ihre Züge.

Ich lasse meine Arme schlaff herabsinken. Ich fühle, daß der Frühling in Frost und Hagel umgeschlagen ist.

Ich schließe hinter ihr die Thür.

Ich zünde Licht an.

Fort das Glück, fort der Friede . . . .

Und da drinnen schläft Marianne.

Ich trete vor sie hin. In meinem Gesicht arbeitet es, während auch sie nur mühsam sich beherrscht.

— Ich weiß, was Du mir sagen wirst, beginnt sie, indem sie mir das Wort abschneidet, ich weiß es ganz genau. Ich habe Deine Wohnung ausspioniert, bin trotz Deines ausdrücklichen Verbotes zu Dir gekommen, dränge mich in Deine Einsamkeit und Ruhe; ich weiß alles, alles, fährt sie in nervöser Hast fort.

Da ich ihr keine Silbe erwidere, in einer bangen Stimmung, deren letzten Grund sie nicht zu ahnen vermag, blickt sie sich langsam im Zimmer um und fügt halb verlegen hinzu: — Übrigens Deine Kinder lassen Dich grüßen.

— Ich danke, entgegne ich kalt. Und nun darf ich wohl endlich wissen, was Du eigentlich von mir willst?

Sie verschränkt die Arme. Aus ihren Augen leuchtet ein unbeugsamer Stolz.

— Nichts und alles, antwortet sie. Ich will Dich besuchen . . . ich will meinen Mann besuchen, wiederholt sie, ich will bei Dir sein, will mit Dir sprechen . . . allerhand sprechen . . . .

— Also bitte!

Sie sieht mich eingeschüchtert an.

— Man soll nichts überstürzen.

Ich klopfte nervös mit den Fingern auf die Tischplatte.

— Notabene, stößt sie hervor, Deine Sehnsucht nach den Kindern muß ja sehr groß sein, seit acht Tagen bist Du nicht bei uns gewesen. Lotte hat erklärt, wenn Du das nächste Mal zu kommen geruhst, sperrt sie Dich in die Bodenkammer, sie läßt Dich nicht mehr heraus. Hörst Du?

— Ich höre, antworte ich vollkommen ruhig.

Ich will um jeden Preis die Scene vermeiden, die sie so zielbewußt vorbereitet. Ich will es und fühle bereits, daß meine Kraft zerschellen wird.

Meine Ruhe reizt sie noch mehr.

Sie erhebt sich und stellt sich ganz nahe vor mich hin.

— Weißt Du, was eine verlassene Frau ist? stößt sie unvermittelt hervor.

— Weißt Du, was aus ihr wird — wohin man sie treibt?

— Und weißt Du, was es heißt, gemieden und ausgestoßen zu sein, von aller Welt verlassen?

Ich presse die Lippen aufeinander — und schweige.

Da tritt in ihr Gesicht eine Wandlung. Es wird ganz allmählich blaß, bis jeder Blutstropfen daraus entwichen ist. Ihre Augen schillern grünlich.

— Wenn ich Dir wenigstens, sagt sie mit gedämpfter, mühsamer Stimme, wenn ich Dir wenigstens, wiederholt sie mit einem Ausdruck unbeschreiblichen Zornes, Hörner aufgesetzt hätte, ohne daß Du es wüßtest, und wenn ich für mich so eine stille Genugthuung hätte. Aber um nichts — — um nichts — — schreit sie wie gemartert auf, zu so einem Leben . . . .

Sie bricht ab und verhüllt mit den Händen ihre Züge.

Sie stöhnt in sich hinein.

Dann läßt sie die Arme in den Schoß fallen und sieht mich mit vergrämter Miene an.

— Ich frage Dich nur eines: Wie wares früher, bevor Du mich kanntest?

Da lacht sie schrill auf.

— Du hast mich ein anderes Leben gelehrt — — mich jetzt zurückschleudern — heißt mir Licht und Luft nehmen.

Ich: — Und hast Du nicht die Kinder, Bücher . . . eine behaglich warme Wohnung?

Sie ringt die Hände, und in einem Gefühl von ohnmächtiger Verzweiflung und Empörung stampft sie mit dem Fuße auf.

— Ich danke Dir, entgegnet sie, ich danke Dir, daß Du mich mit dem warmen Ofen tröstest, den man nicht einmal einem Hund mißgönnt.

Aber dann wechselt sie plötzlich den Ton, und schluchzend: — Die Kinder . . . die warme Wohnung . . . die Bücher . . . was nützt mir das — — Ich will Dich — — und nur Dich . . .

Und nun blickte sie mit demütigen Augen zu mir empor.

— Weißt Du denn gar nicht mehr, daß es eine Zeit gab, wo Du mir gesagt, daß Du Deinen Frieden nur bei mir finden würdest, allein bei mir? Und erinnerst Du Dich nicht mehr, wie Du mit mir im Abenddunkel über die große, blaue Brücke

schrittest, die in ihren Bögen wie mächtige Flügel über dem gelben Strome hing? Wie Du, unbekümmert um die Menschen, mich küßtest und an Dich zogst? Und wie wir dann in das Wasser blickten, in dem die vielen Lichter von den Uferhöhen sich spiegelten . . . über das die kleinen Boote und die großen Dampfer freudig dahinglitten? Und wir standen oben auf der Brücke, und Du küßtest mich . . .

— Und erinnerst Du Dich, fährt sie leiser fort, wie wir am ersten Weihnachtsabend unserer Ehe um die sechste Stunde an der kleinen Dorfkirche vorbei kamen, aus der die hohen Tannenbäume glitzernd und funkelnd ihren Schein auf die Straße warfen, und wie Du Hand in Hand mit mir eintratest, Du, der Du jahrelang kein Gotteshaus mehr betreten? Und nun standen wir unter den strahlenden Bäumen, und die Orgel setzte ein, und die Menschen sangen dazu.

— Und weißt Du nicht mehr, wie wir Hochzeit machten? Der Professor und der Dichter stellten sich als Trauzeugen ein, und in dem Rathaussaale, wo all die tollen Sprüche stehen, gab man uns zusammen. Und nun das Frühstück in unserer Wohnung, an dem der Professor, dessen kleine

Augen beständig in gutmütigem Spotte auf-leuchteten, und der Dichter mit den ernsten, edlen Zügen teilnahmen. Es gab nur einen Gang. Aber wir tranken dazu den edlen Wein, und die beiden Gäste sahen sich schmunzelnd an und rühmten den grünen, jungen Salat, den Du eigen-händig zubereitet hattest. Wie vergnügt waren wir da, wie heiter, wie glücklich! Dann zogen sich die beiden zurück, und wir stiegen auf die Höhe, sahen den Untergang der Sonne und gingen wieder zurück ins Thal, voll Sehnsucht und Erwartung.

— Ist denn das alles verblüht und abge-storben? Kann das sein? Nein .... Nein ....

Statt aller Antwort frage ich sie leise: — Und hast Du es vergessen, wie oft Du mir ge-droht, davonzugehen?

Sie: — Ich that es, um Dich zu halten. Eine Frau, die liebt, sagt sie bebend, kämpft mit allen Waffen.

— Du hieltest mich, bis aus dem Spiele bitterer Ernst wurde. Da kamst Du und lagst demütig zu meinen Füßen und schwurst mir, Du würdest anders werden, Du würdest aufhören, Deinen Fuß auf meinen Nacken zu setzen. Und wieder er-schüttertest Du mich und machtest mich weich. Und

nach acht Tagen das alte Hundedasein! ... Du sahst, wie aller Frohsinn von mir ging, Du sahst, wie ich in der Tretmühle unserer Ehe zermahlen wurde, und Du kamst nicht zu mir und sprachst nicht: Weil ich Dich liebe, gebe ich Dich frei .... Du sahst meinen Verfall und hattest kein Erbarmen. Du hattest den Eheschein und pochtest auf ihn. Nur der Tod, meintest Du, könnte mich Dir nehmen.

Sie hat die Hände gefaltet, den Kopf ein wenig vornüber geneigt und nickt mir nur zu, während ihre Augen weltvergessen, mit einem irren Ausdruck mich anstarren.

Plötzlich aber kommt Leben und Bewegung in sie.

— Was siehst Du mich so entsetzlich ... so ... so ver ... glei ... chend an, stößt sie hervor.

Und bei diesen Worten treten auf ihr Gesicht rote Flecken, und ihre Augen bohren sich in die meinigen.

— Du liebst, sagte sie mit unsicherer, tastender Stimme, Du liebst eine andere, und mit der, mit der hast Du mich verglichen ...

Sie läßt mich mit ihren Blicken nicht los.

In mir steigt ein rätselhaftes Verlangen auf.

Ich möchte wissen, was sie sagen würde, wenn ich ihr alles, alles eingestünde.

— Und wenn ich, beginne ich langsam und zögernd, in Wahrheit eine andere liebte, was wäre dann?

— Ich würde Dich, antwortete sie mit feierlicher Betonung, ich würde Dich niederschießen.

Sie wirft plötzlich den Kopf zurück.

— Nein, ich thäte das nicht. Ich würde Dir, fährt sie mit unheimlicher Ruhe fort, die Augen ausstechen, die Augen mit denen Du eine andere angesehen. Glaubst Du, fährt sie mit schneidender Stimme fort, ich wüßte nicht, woran Du denkst? Ich weiß es. Aber wenn ich elend bin und vergrämt vor meiner Zeit, so hast Du mich dazu gemacht. Sieh mich nicht so an .... sieh mich nicht so an!

Ich fühle, daß es ihr bitter ernst mit ihrer Drohung ist, ich fühle, daß es mich bei ihren Worten einen flüchtigen Augenblick kalt durchrieselt. Und dennoch jammert sie mich.

— Ich möchte Dich anblicken mit guten Augen. Ich werfe Dir vor, was uns trennt, aber ich will auch nie vergessen, daß Du die Mutter meiner

süßen Kinder bist. Ich bitte Dich noch einmal, laß uns Freunde sein.

Sie betrachtet mich mit überlegener Miene.

— Du wirst zu mir zurückkommen, sagt sie, ich habe die Gewißheit. Ich kämpfe nicht nur für mich, ich kämpfe für die Kinder.

Dann reicht sie mir zum Abschied die Hand, blickt mich strahlend an und geht langsam aus der Thür.

Ich rühre mich nicht.

Ich habe die Kette klirren hören. Im tiefsten Glück klirrt und rasselt meine Kette.

Da dringt ein herzbewegtes Weinen zu mir. Ein Weinen, das ich kenne.

— Marianne . . . . Liebe, liebe Marianne!

Ihr Gesicht ist durchsichtig. Sie hat die Arme fest an den Körper gedrückt und steht vor mir in Angst und Leid. Und auf einmal sagt sie, wie abwesend in einem wimmernden Ton: — Liebe, gnädige Frau, ich kann ja nichts dafür! Gott hat diese Liebe in mich gelegt . . . ich kann ja nichts dafür . . . . .

Wenn es bei mir zum Sterben kommt, werde ich den Ausdruck ihrer Miene sehen und ihre Stimme hören, mit der sie das gesagt hat.

Und dann wird es ein leichtes Sterben geben, weil ich mich in dieser Stunde daran erinnern werde, daß Marianne es war, die mich geliebt hat, von ganzer Seele, von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt.

XLVIII.

— Ich steche Dir die Augen aus, die Augen, mit denen Du eine andere angesehen.

Das sind gute Sterbechancen.

Ich lache laut auf.

Alle meine Gedanken sind sprunghaft. Ich vermag kein Ding zu Ende zu denken. Zwangsvorstellungen wirken auf mich ein.

— Marianne, hilf mir, steh mir bei!

Sie lächelt mit einem Todeslächeln.

Ich wehre mich gegen dieses Bild, ich wehre mich dagegen, und immer wieder sehe ich dies Todeslächeln, das mich erschüttert und mich nicht los läßt.

Ich greife nach dem ernsten schwarzen Buch — es soll mir helfen in meiner Not und Angst . . . ich blättere unstät, ohne Andacht und Einfalt in

den vergilbten Seiten . . . mein Blick bleibt an einer Stelle haften . . . ich lese:

Dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen aus, dem Bräutigam entgegen.

Aber fünf unter ihnen waren thöricht und fünf waren klug.

Die thörichten nahmen ihre Lampen, aber sie nahmen nicht Öl mit sich.

Die klugen aber nahmen Öl in ihren Gefäßen, samt ihren Lampen.

Da nun der Bräutigam verzog, wurden sie alle schläfrig und entschliefen.

Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei: Siehe, der Bräutigam kommt; gehet aus, ihm entgegen.

Da standen diese Jungfrauen alle auf und schmückten ihre Lampen.

Die thörichten aber sprachen zu den klugen: Gebt uns von eurem Öl, denn unsere Lampen verlöschen.

Da antworteten die klugen und sprachen: Nicht also; auf daß nicht uns und euch gebreche. Gehet hin zu den Krämern und kauft für euch selbst.

Und da sie hin gingen zu kaufen, kam der Bräutigam; und welche bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit, und die Thür ward verschlossen.

Zuletzt kamen auch die anderen Jungfrauen und sprachen: Herr, Herr, thue uns auf.

Er antwortete aber und sprach: Wahrlich ich sage euch, ich kenne euch nicht.

So geschrieben im Evangelium Matthäi am 27. Sonntag nach Trinitatis, das in unsere Sprache übertragen also lautet: Du schmücktest Dich für mich wie eine kleine Jungfrau. Und ergriffen von Deiner Schöne, bewegt von Deiner Güte, nahm ich Dich in meine Arme.

Und wir gingen hinein zur Hochzeit und schlossen hinter uns die Thür.

Und keiner Seele thue ich auf; sie poche so viel sie wolle.

Wahrlich, ich kenne sie nicht! denn Dir allein gehöre ich.

XLIX.

Ein Bild in Brüssel von dem belgischen Maler Wierts. Napoleon in der Unterwelt. Er schreitet mit eherner Miene über ein Totenfeld. Ein aufrechter, ungebrochener Mann zwischen Leichen und Schädeln. Und von allen Ecken und Enden kommen Mütter mit aufgelösten, wirren Haaren und gramverzerrten Gesichtern — — und Bräute mit leeren Augen, in denen vom Weinen aller Glanz erloschen ist, auf ihn zu ... Die Mütter richten die drohenden Fäuste gegen ihn ... Die Bräute tragen in emporgehobenen Händen die Schädel ihrer Geliebten ... Sie dringen in Schwärmen auf ihn ein. Man hört die Schreie der Verzweiflung — man hört ihre Verwünschungen — man hört ihren Jammer.

Und Napoleon schreitet an ihnen vorbei mit unbeweglichen Zügen — aufrechten Hauptes ....

Wer sein Glück finden will — muß seine Straße gehen.

Wer sein Schicksal sich zurecht hämmern will, darf vor nichts zurückschrecken.

Mit eherner Miene muß er über ein Totenfeld schreiten, über Schädel und Leichen hinweg.

L.

Hund, was bellst Du und störst mich aus meinem Schlaf auf? Verfluchter Hund, ich brauche meinen Schlaf! Bin froh, wenn ich ihn mir mühsam gewonnen habe.

Er bellt und kläfft und läßt sich nicht stören.

Ich richte mich in meinen Kissen auf und zünde die Kerze an.

In diesem Augenblick höre ich ein ohrenzerreißendes Läuten. Der Hund schlägt von neuem triumphierend an.

Der draußen scheint die Glocke in den Händen zu halten; denn es ist jetzt still, ganz still.

Ich werfe mir das erste beste Kleidungsstück um und eile barfüßig, das Licht in der Hand, zur Thür. Die reiße ich auf. Ich bin meiner Sinne kaum mächtig.

Ich starre in das Gesicht von Tante Sibyllens Mädchen. Meine Glieder sind wie abgestorben, meine Zunge ist schwer.

Das Mädchen sieht mich erschreckt an.

— Sie möchten zu uns kommen, sagt sie halblaut, es geht dem Fräulein nicht gut.

Der Leuchter schwankt in meiner Hand.

— Herr Jeses, wie sehen Sie denn aus? sagt sie.

Ich raffe mich auf.

— Sind Sie mit einem Wagen gekommen? frage ich in schüchternem Tone.

Ich reibe mir die Augen und sehe sie von der Seite mißtrauisch an, als wollte ich mich noch einmal überzeugen, daß mich nicht ein böser Traum genarrt hat.

Sie nickt nur.

— Der Wagen soll warten, ich bin in einer Minute unten.

Ich komme zurück in mein Zimmer.

Der Hund blickt mich so furchtbar mitleidig an.

Ich schreie gequält auf und packe ihn an der Gurgel.

— Verdammte Bestie! und weit schleudere ich ihn von mir.

Das Tier giebt keinen Laut von sich.

Die Kleider kaum umgeworfen, mit wirrem Haar stürze ich die Treppen herunter.

Der Kutscher, der seinem Gaul zu trinken gegeben, steigt gemächlich auf den Bock.

— Fahren Sie zu, sage ich, und verlangen Sie, was Sie wollen, es geht auf Leben und Tod!

Und wie ich das gesagt, taumle ich in den Wagen.

Mich fröstelt. Und dann ist mir wieder heiß, und alles dreht sich mir im Kreise.

Der Kutscher peitscht auf sein armes Tier ein, und der Wagen jagt dahin in rasendem Galopp.

— Es kam so plötzlich, unterbricht das Mädchen das Todesschweigen.

— Und was sagt der Doktor? stoße ich in tiefer Angst hervor.

— Lieber Herr, ich weiß es nicht, erwidert sie. Die gnädige Frau hat mich ja gleich zu Ihnen geschickt.

Es kann nicht sein . . .

Und alles endet gut und glücklich . . .

Es kann nicht sein . . .

Ich beginne zu zählen, krampfhaft zu zählen: 10 . . . 20 . . . 30 . . . 40 . . . 50 . . . 60 . . . 70 . . .

Endlich hält der Wagen.

Ich reiße dem Mädchen die Schlüssel aus der Hand — ich riegle auf.

Hinter mir fällt die Thür krachend zu.

Und neben mir in geduckter, demütiger Haltung steht mein Hund, der mitgelaufen ist.

Ich achte nicht auf ihn, während ich die Treppen hinaufjage.

Tante Sibylle tritt mir entgegen.

Sie drückt meine Hand.

Sie zittert und sieht mich an in Jammer.

— Es kann noch alles gut werden, sagt sie ganz leise. Aber ihr Ton ist so hoffnungslos und schneidet mir ins Mark.

Ich will zu ihr. Aber Tante Sibylle hält mich mit sanfter Gewalt zurück.

— Warten Sie noch einen Augenblick, der Doktor kommt gleich heraus.

— Liebe Tante Sibylle, ich kann nicht, lassen Sie mich hinein.

Sie tritt beiseite.

Und während ich das laute Pochen meines Herzens höre, gehe ich zu ihr.

Sie liegt mit geschlossenen Augen in ihren weißen Linnen.

Der Arzt spricht leise mit einer robusten Frauensperson.

Bei meinem Eintritt nickt er mir kaum zu und beachtet mich nicht. Seine Miene ist tief ernst.

Ich stehe vor ihrem Bett.

Ich sehe die Qual auf ihren weißen Zügen. Ich sehe, wie sie bisweilen schmerzlich zusammenzuckt, und wie sie leidet. Ich sehe, wie sie ihre Qual niederringt.

Und nun schlägt sie die Augen groß auf, und jetzt lächelt sie, lächelt so rein, so mild, so herzerschütternd, daß ich nicht an mir halten kann.

Sie nimmt meine Hand in ihre kalten Hände.

Ich wende mich ab. Es ist das Todeslächeln, das ich in all den Tagen gesehen.

Die Zähne aufeinander gepreßt und die Augen starr auf einen Punkt gerichtet, sonst fange ich zu heulen an.

— Du, Du, sagt sie voll Zärtlichkeit, komm, beug Dich zu mir.

Und sie schlingt die Arme um mich und küßt mich.

Und noch einmal: — Du, Du! . . .

Der Arzt tritt zwischen uns.

— Sie müssen jetzt ganz still liegen. Er ist nun bei Ihnen, und nun dürfen Sie ruhig sein!

Sie blickt mich sehnsüchtig an und läßt mich los.

Der Doktor zieht mich aus dem Zimmer.

Wie wir draußen sind, dringe ich mit jenem letzten Ernst, der keine Ausflüchte duldet, auf ihn ein.

— Es steht kritisch, sagt er, und ich habe Sie rufen lassen, weil Sie die Wahrheit hören müssen, die ich der gnädigen Frau, er deutet auf Tante Sibylle, die in gebrochener Haltung neben mir steht, bereits mitgeteilt habe.

— Es handelt sich darum, setzt er schwerfällig und langsam hinzu, daß eine größere Operation notwendig ist, um das Kind zur Welt zu bringen. Die Prognose ist im allgemeinen günstig, aber ich darf Ihnen andererseits nicht vorenthalten, daß eine Lebensgefahr immerhin im Bereiche der Möglichkeit liegt.

Ich muß bei diesen letzten Worten den Arzt mit einer entsetzten Miene angesehen haben; denn er tritt einen Schritt zurück.

— Ich will wissen, bringe ich mit schwerer Zunge hervor, worin diese Operation besteht.

Da giebt er mir zögernd und etwas mürrisch eine kurze Erklärung, die mir den Atem nimmt.

— Sie stellen sich das als Laie viel schlimmer vor, bemerkt er, die Operation läßt, wie gesagt, eine durchaus günstige Prognose zu. Ich würde sie allerdings nicht hier im Hause machen, ich würde vielmehr vorschlagen, die Wöchnerin unverzüglich ins Krankenhaus zu bringen, weil dort viel besser für alles Notwendige gesorgt ist.

Ich blicke die Tante flehend an.

Sie tritt zwischen uns.

— Nein, Herr Doktor, wir lassen sie nicht aus dem Hause, das ist ausgeschlossen, sagt sie mit verhaltenem Schluchzen.

In das Gesicht des Arztes kommt ein verlegener Zug.

— Man soll in so ernsten Dingen, meint er, seine Stimme klingt fast hart und zurückweisend, sich nicht von Gefühlen leiten lassen, sondern allein dem Verstande folgen. Übrigens müßte, bevor zur Operation geschritten würde, das Einverständnis der Mutter erlangt werden.

Ich verstehe ihn nicht.

Er aber fährt fort: — Die Mutter muß erfahren, daß das Kind auf keine andere Art gerettet werden kann. Und dann muß man ihr die Frage vorlegen, ob sie unter diesen Umständen willens ist, sich der

Operation zu unterziehen. Es giebt nämlich noch einen anderen Weg. Und der besteht darin, fügt er ganz leise hinzu, das Kind zu opfern.

Es überläuft mich eiskalt. Ich stütze mich schwer auf den Tisch. Ich sehe den Arzt durchdringend an. Und mein Blick fällt auf Tante Sibylle, und Tante Sibylle zittert.

— Und in diesem Falle, frage ich langsam und betone jede einzelne Silbe, scheidet die Gefahr für die Mutter aus?

Der Arzt zieht ein wenig die Achseln empor.

— Die Lebensgefahr ist wesentlich verringert, entgegnet er.

Ich trete dicht auf Tante Sibylle zu. Ich nehme die Hand der alten Dame.

— Es giebt doch kein Besinnen, sage ich bebend.

Sie wendet sich um und bleibt mir die Antwort schuldig.

Ich weiß, was sie sagen will.

Ich weiß, daß sie an Marianne denkt, an Marianne, die ihr Kind sich ersehnt, an das Kind all ihr Hoffen klammert.

Und ich verfluche dies Kind im Mutterleibe, das ihr Leben bedroht. Ich hasse es, bevor es noch geboren ist.

Es giebt für mich keinen Zweifel und kein Bedenken.

Was ist mir das Kind? . . . Mir geht Marianne über alles.

— Und weiß sie davon? frage ich.

Der Arzt schüttelt den Kopf.

— So braucht sie auch nichts davon zu erfahren?

— Gewiß nicht! entgegnet der Doktor.

Er läßt mich und Tante Sibylle allein und begiebt sich wieder zu Marianne.

Ich stehe in kerzengerader, entschlossener Haltung vor Frau Sibylle.

— Mir gilt ihr Leben mehr, sage ich, ich kann nicht anders. Ich weiß, daß, wenn man ihr die Wahl stellen würde, sie todesmutig für ihr Kind dem Schwersten sich unterziehen würde. Ich aber kann das nicht auf mich nehmen.

Da nimmt die Tante schweigend meine Hand und sagt kaum hörbar: — Es soll so sein.

Der Arzt erscheint wieder.

Wir teilen ihm unseren Entschluß mit.

Und er stellt uns anheim, ob es nicht auch in diesem Falle besser wäre, Marianne in die Klinik zu bringen.

— Nein, Herr Doktor, wir lassen sie nicht fort. Sie soll in ihren schweren Stunden nicht fremde Gesichter um sich sehen, ihr Blick soll nicht auf kalten Wänden ruhen, sie soll bei uns bleiben.

— So bitte ich Sie, sofort den Kollegen Gröger zu holen. Ich kann die Narkose nicht allein ausführen und brauche jemanden zur Assistenz.

Hinaus in die Nacht! . . .

In mir ist Todesangst.

Wirre Vorstellungen kreuzen sich in meinem Hirn. Kein klarer Gedanke, nur diese Todesangst.

Ich treibe den Arzt auf, der mit bedeutsamer Miene Fragen an mich stellt.

Ich gebe zusammenhanglose Antworten, bis er aufhört mich zu peinigen . . . .

Die Kollegen besprechen sich untereinander.

Ich küsse noch einmal Marianne, die Schmerzensreiche. Ich küsse sie, während aus ihrer Stirn ein kalter Schweiß bricht.

Dann gehe ich aus dem Zimmer . . . .

Eine bange, bange Zeit verstreicht.

Ich lasse die Hand von Tante Sibylle nicht los.

Ich bin so furchtsam.

Tausendmal sage ich mir, ich hätte dieses Kind gehaßt wie meinen bittersten Feind, ich hätte es nicht anzusehen vermocht, wenn Marianne an ihm zu Grunde gegangen wäre. Es hätte eine freudlose Jugend gehabt, keine Mutter — keinen Vater. Gott war seiner armen Seele gnädig . . . .

Der Arzt kommt aus der Thür in weißen Hemdsärmeln und mit erschöpfter, abgespannter Miene.

Mir und Tante Sybille klopft das Herz zum Zerspringen.

— Sie dürfen jetzt einen Moment hineingehen, sagt er, ich hoffe, es wird alles gut ablaufen.

Wir stehen an ihrem Bett. In ihren Augen liegt ein unergründlicher Schmerz.

Die Hebamme wischt sich mit der Hand über die Augen.

— Mein Kind ist tot, flüstert sie, mein Kind ist tot . . . .

Und dann faltet sie die schwachen Hände, und in hilflosem Schluchzen wiederholt sie: — Mein Büble ist tot! . . . .

Ich sinke an ihrem Lager nieder. Ich sehe sie

an und kann diesen Blick des tiefsten Jammers nicht ertragen.

Sie küßt mich mit kalten Lippen, und immer von neuem wiederholt sie: — Mein Büble ist tot ....

Tante Sibylle vermag sich nicht länger zu beherrschen. Sie bricht in Thränen aus.

Marianne richtet sich mit letzter Kraft ein wenig auf.

— Ihr dürft nicht weinen, sagt sie in furchtsamem Ton, Ihr dürft mir das Büble nicht stören, hört Ihr! ....

Sie fällt erschöpft in ihre Kissen zurück.

Ihre leeren, irren, verängsteten Augen sind auf mich gerichtet. Sie sieht in ihrem Leide meine Qual.

— Und ich hatte mich doch auf das Kind so sehr gefreut, wimmert sie, auf Dein Kind ...

Und plötzlich sagt sie: — Schreit mein Büble nicht? Mein Büble will zu mir ... will zu mir ... so gebt es mir doch ... so laßt es mich doch wenigstens sehen! ....

Und dann bricht sie in ein leises, schlimmes Lachen aus.

Der Arzt kommt herein, und Tante Sibylle und ich schleppen uns aus dem Zimmer.

Ich wage die Tante nicht anzusehen.

Ich verberge mein Gesicht in den Händen.

Ich komme mir wie ein Verbrecher vor.

LI.

Es ist das Licht noch eine kleine Zeit bei euch. Wandelt, dieweil ihr das Licht habt, daß euch die Finsternis nicht überfalle. Wer in Finsternis wandelt, der weiß nicht, wohin er geht.

Glaubt an das Licht, dieweilen ihr es habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid.

Ich kann nicht weiter lesen; ich starre auf die schwarzen Buchstaben, und Tante Sibylle weint in sich hinein.

— Es ist das Licht noch eine kleine Zeit bei euch, wiederhole ich tonlos. Glaubt an das Licht.

Der Arzt kommt herein.

— Gehen Sie zu ihr, sie möchte Ihnen gewiß noch manches sagen.

— Herr Doktor, rufe ich heiser, Herr Doktor! . . .

Und ich packe ihn mit beiden Händen an den Schultern.

— Es giebt keine Hilfe mehr, sagt er . . . .

Da flirrt es mir vor den Augen.

Ich höre, daß ich stöhne, und ich weiß, daß niemand mein Stöhnen hört.

Wir sind bei ihr.

Sie winkt uns zu sich.

Aus ihren Augen, aus ihren weitgeöffneten Augen leuchtet der Tod.

Die Tante beugt sich über sie: — Marianne, mein liebes, liebes Kind! . . .

Sie nimmt den Kopf der Tante und küßt ihn: — Mein Tantchen . . .

Die Tante fragt sie mit versagender Stimme, ob sie den Vater und die Mutter sollte holen lassen?

Da richtet sich Marianne auf und lächelt überirdisch.

— Nein, sagt sie und blickt mich voll Sehnsucht an, niemanden will ich haben, ich will mit ihm ganz allein sein! . . . .

Die Tante Sibylle versteht sie.

Und nun sind wir beide allein.

Auf ihrem blassen Leidensgesicht blühen noch einmal Rosen auf.

— Mir wird das Sterben leicht, sagt sie mit Anstrengung. Ich war so glücklich, so glücklich.

Gott hat mir Liebe gegeben, und Gott ruft mich. Du darfst nicht weinen ... ich hätte so nicht weiter leben können ... ich mußte fort .... Ich weiß, daß Du mich lieb behalten wirst!

Und in glückvollem Bewußtsein streichelt sie leise meine Hand.

— Ich gehe zu meinem Büblein .....

Sie will noch etwas sagen.

Aber plötzlich dehnen sich ihre Augen, und in einem tiefen Aufleuchten blickt sie mich ein letztes Mal an, klammert sie sich an meine Hand, dann sinkt sie zurück.

Ich sitze in mich versunken da und streichle ihr Haar, ihre Stirn, ihre Hand .... Ich rühre mich nicht. Aus meinen Augen kommt keine Thräne.

Ich horche auf den Tod. Ich weiß es noch nicht, daß Marianne von mir gegangen ist.

Tante Sibylle tritt ein.

Ich sehe sie groß und fragend an und rühre mich nicht.

Und als die Tante niederkniet und ihren Gram ausweint, da blicke ich nur rätselhaft zu ihr auf und bleibe still und stumm.

Ich weiß nicht mehr, was in den nächsten Stunden geschah ....

LII.

Wer in Finsternis wandelt, der weiß nicht, wohin er geht.

Der Weg nach London ist frei.

Ich muß in diese Stadt, in der ich frieren will.

— Hund, was winselst Du? . . .

— Um Deiner Augen willen nehme ich Dich mit!

Einige Stimmen der Presse.

Jesus und Judas:

... So weit das äußere Gerippe. Hollaender vertritt aber trotz gewisser Grellheiten weniger den Naturalismus Zolas als den der Norweger, weniger den Naturalismus des mehr äußerlich schillernden Sittenromans als den des neueren, der aus einer gegebenen Umgebung, einem Milieu herauswachsenden psychologischen Analyse. Er schildert uns einen gewissen Charakter, wie er im studentischen Leben Berlins sich in neuerer Zeit entwickelt hat, einen begabten jungen Mann, dessen Gehirn die modernsten Ideen in volle Verwirrung bringen, der sich berufen, verpflichtet fühlt, zu arbeiten an der Entwickelung eines auf ganz neuen Grundlagen sich aufbauenden Menschengeschlechts — den radikalen Schwärmer der Gegenwart. Er thut dies nicht immer gerade mit völlig tadelloser Plastik der Darstellung; die nervöse Unruhe, die hastende, gährende Gehirnarbeit seines Helden treibt zuweilen auch seine Vortragsweise zu einer holperigen Unruhe. Es fehlt dem Buche nicht an guten Gemütszügen, an poetischen Stimmungen, die man in anderen naturalistischen Schriften völlig vermißt. Hollaender schildert uns in seinem Helden einen in mancher Hinsicht sympathischen Menschen mit mannigfachen Regungen und Stimmungen, und auch in der reinen Sumpfpflanze Lene, ja, selbst in dem grisettenhaften Theatermädchen, der Österreicherin „Gustel“, sitzt Gemüt, Poesie. Der rohe Haß gegen den „Bourgeois“, der andere naturalistische Schriften kennzeichnet, fehlt gänzlich.
Aus einem längeren Essay der Kölnischen Zeitung.

... Trotz solchen Mängeln ist jedoch dieses Werk eines ganz jungen Mannes ein fesselndes Buch, das wir nicht weglegen konnten, bis wir es uns völlig zu eigen gemacht. Es

ist die Arbeit eines unstreitbar echten, nur in seinem Geschmacke noch nicht geläuterten Talentes, dazu eines Schriftstellers, der über die großen sozialen Probleme schon viel nachgedacht hat und in dem Ideengehalt seiner Romandichtung eine größere Reife bekundet als in der Charakterisierung seiner Hauptgestalt. Einzelne andere Figuren sind übrigens vorzüglich gelungen, vor allem Lene und Käthe, die Töchter der Proletarierfamilie, auch die fesche Gustel, die Operettensängerin und der russische Nihilist. Mit diesem Roman hat Felix Hollaender gleichsam den „poetischen Doktor" gemacht, er gehört nun ehrlich zur Zunft der Schriftsteller, von denen man in Zukunft etwas erwarten darf. Berner Bund.

Magdalene Dornis:

. . . Aber der Roman im ganzen verrät bei aller Einfachheit der Grundzüge ein überlegenes Erzählertalent, das ihn über die Alltagsromane weit hinaushebt. Das Eindringen der Versuchung in das friedliche Pfarrhaus, das Erwachen der Leidenschaft, die ernsten und harten Seelenkämpfe, die sich nun ergeben; das alles ist auf überzeugende Weise und in einer bald geschmeidigen, bald kraftvollen, immer zielbewußten und treffenden Sprache dargestellt. Vossische Zeitung.

. . . Es ist uns in dieser kurzen Besprechung nicht möglich, auf alle die psychologischen Feinheiten in der Zeichnung der Personen hinzuweisen, die in verschwenderischer Fülle das ganze Buch beleben. Gerade die Magdalene Dornis, jenen Zwitter von naiver Verdorbenheit und Jungfräulichkeit, glaubwürdig zu schildern, war keine geringe Aufgabe, und diese ist, das müssen wir betonen, gelöst worden.

Berliner Neueste Nachrichten.

„Magdalene Dornis." Ein moderner Roman von Felix Hollaender. Der junge, hervorragend begabte Autor hat vor Jahresfrist durch sein Erstlingswerk, den Roman „Jesus und Judas", die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gelenkt. Aus diesem zerfahrenen, aber von der ersten bis zur letzten Seite fesselnden Buche, in dem hundert Töne angeschlagen waren, von denen kein einziger ausklang, in dem unzählige Fäden angesponnen waren, die nachher mitten im Gewebe abrissen, aus diesem kühnen Wurf, der haarscharf am Ziele

vorbeitraf, sprach eine künstlerische Individualität. Magdalene Dornis, das zweite Werk Hollaenders, bedeutet nun — und das ist das größte Lob, welches dem Autor gespendet werden kann — einen eminenten Fortschritt, der zu der kurzen Spanne Zeit zwischen dem Erscheinen der beiden Bücher in gar keinem Verhältnis steht. In scharfer Selbstkritik hat Hollaender, als er dem fertigen Erstlingswerk gegenübersteht, seine Mängel erkannt. Magdalene Dornis ist keine Talentprobe mehr, sondern ein abgerundetes, in sich geschlossenes Werk, dessen künstlerischer Wert — mag man sich freundlich oder feindlich zu seiner Tendenz stellen — von Niemandem geleugnet werden kann.

Über die Titelheldin sagt der vernünftigste und kühlste Mensch des Buches, der sarkastische Kreisphysikus Lürsen an irgend einer Stelle: „Es giebt Frauen, die jedem, mit dem sie in Berührung kommen, gefährlich werden — — — es sind das Weiber, die im eigentlichen Sinne ihr Geschlecht verkörpern — sozusagen den Extrakt, die Potenz in sich bergen — — die anderen sind, im Grunde genommen, degeneriert." Hier liegt die Wurzel des Gedankens, von dieser Stelle aus ist das ganze Buch zu erklären. Ein solches Weib bricht in den tiefen Frieden eines Pfarrhauses und bringt den Pfarrer, den sie mit brünstiger Hingabe umstrickt, zum Verrat an Weib und Bruder, stiehlt ihm Ruhe und Glauben. Gewissen, Ehre, Pflicht, Frömmigkeit — alles brennt zur Asche in der lodernden Flamme entfesselter Sinnlichkeit. Unzählige neue Klänge und Harmonien weiß der Dichter für diese wildmonotone Symphonie der Leidenschaft zu finden, aber von keiner Stelle tönt ein reiner, befreiender Accord, er malt in grellen, leuchtenden Makartfarben, aber ein schwüler Gewitterhimmel lastet beklemmend über seinen Gestalten.

Berliner Volks-Zeitung.

. . . Nun, wir wollen vorweg betonen, daß der Roman ungemein frisch und lebendig geschrieben ist, und daß wir in dem Autor ein neues Erzählergenie begrüßen, das uns noch Großes bringen wird, wenn es sich von der Tendenz frei macht, nur Menschen zu schildern, die sich von ihrer Sinnenlust, fälschlich Liebe genannt, übermannen lassen.

Hamburger Fremdenblatt.

Frau Ellin Röte:

. . . Nochmals — können Sie sich einen größeren Kontrast denken als den zwischen diesen beiden Frauengestalten? Zwischen Magdalene Dornis und Frau Ellin Röte?

Und doch — wie wahr und meisterhaft geschildert sind sie beide — welch eine Fülle von fein beobachteten Zügen aus dem Frauenleben enthalten diese beiden Bücher, wie hat sich der Verfasser eingelebt in das Denken und Fühlen seiner Heldinnen. Und dabei wie realistisch gegeben all das viele Beiwerk — diese Intérieurs, sei es nun im Pfarrhause oder in der kleinbürgerlichen Haushaltung des Geschäftsreisenden.

Mein Freund, Sie werden es mir Dank wissen, Ihnen zur Lektüre dieser Bücher verholfen zu haben, und was die Prüden und Pharisäer betrifft, so mögen sie es doch nicht lesen. — — Münchener Zeitung.

Der Roman einer Ehe. Während wir in Deutschland den psychologischen Roman so gut wie gar nicht haben, haben ihn die Russen und Franzosen.

In „Frau Ellin Röte“ erschienen vor kurzem in S. Fischers Verlag in Berlin, hat uns Felix Hollaender einen solchen geschenkt. Dieser Roman ist eine Ehegeschichte, man könnte vulgär sagen: eine ganz einfache Ehegeschichte. Aber gerade diese „einfache“ Ehegeschichte ist so wunderbar fein aus unser aller Leben herausgeschnitten, daß es ein ernstes Vergnügen ist (warum kann ein Vergnügen nicht ernst sein?), sie zu lesen.

„Aus dem Leben einer jungen Frau“ lautet der Untertitel. Die ersten Seiten des Romans sind Tagebuchblätter des Mädchens Ellin: Kindererinnerungen. Und ich wüßte nicht, wie liebevoller und liebreizender solche Kindererinnerungen geschrieben sein könnten, als es hier geschehen ist.

Auf der vierzigsten Seite hören schon die Tagebuchblätter auf; der Roman setzt ein.

Die geschilderte Ehe ist keine glückliche. Bis ins kleinste sind uns die Seelenregungen von Mann und Frau bis zum Schlusse des Buches gegeben. Das Goethesche Wort: „Bilde, Künstler, rede nicht“ hat Felix Hollaender in seinen Roman durchaus beherzigt.

Herr Heinrich Röte gehört freilich nicht zu jenen Helden, wie ihn die Gartenlaubenleserinnen mögen. Dafür steht er um so echter vor uns.

Und nun Ellin: nicht ideal gezeichnet; aber etwas unend-

lich Holdes liegt in ihr. Die rührende Einfalt dieses Weibes, Ellins, nimmt uns für sie gefangen, die Keuschheit und Reinheit ihres Herzens.

Und nun die paar Nebenfiguren. Wie trefflich ist „Mams", die Mama Ellins, vor uns hingestellt. Wie tief schauen wir in ein besorgtes, selbstloses, kluges Mutterherz! Und wie rührend ist das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter.

Die kleinen Nebenzüge und Nebenpersonen sind realistisch gezeichnet, aber dieser Realismus ist künstlerisch gehalten!

Detlev von Liliencron im Berliner Tageblatt.

. . . Hollaenders neuer Roman „Frau Ellin Röte" ist ein feines Buch, eines aus der Familie derer von Garborg und ihrer Verwandten. Handlung, Spannung, derberes stoffliches Interesse — das alles tritt zurück hinter einer Seelen-Kleinmalerei, die am liebsten jedes Sommersprößlein auf Frau Psyches Angesicht wiedergeben möchte. Es steckt in diesem Buche außerordentlich viel Beobachtung an der Natur. Aber mitunter wurde ich noch an jene Bildnerarbeiten erinnert, die jeder Kunstkritiker kennt: hier sitzt ein trefflich gesehenes Fältchen und dort ein vorzüglich erschautes Grübchen, aber leider sitzen dieses Grübchen und jenes Fältchen nicht ganz an der rechten Stelle. Eine schöne menschliche Teilnahme verbindet den Verfasser gleichsam persönlich mit den Menschen, die er schildert; sie belebt das Ganze um so erfreulicher, als sie nicht viel von sich selber redet. Dabei beweisen Anschaulichkeit und aus Anschaulichkeit aufwachsende Stimmung oft genug, daß Hollaender mehr und mehr die Darstellungsmittel echt dichterischer Technik beherrscht. Weiter auf diesem Wege, und der Verfasser wird nicht nur einer unserer besten Romanschriftsteller sein, sondern in der That einer unserer wenigen Romandichter.

Ferdinand Avenarius im Kunstwart.

Sturmwind im Westen:

. . . Geradezu meisterhaft ist das mit feiner Empfindung umsponnene Ende der beiden Lerchs ausgeführt. Dies Buch verdient das Aufsehen, welches es in weiten Kreisen, nicht nur in Berlin, erregt hat, vollkommen. Als literarisches Freilichtbild ist es durchaus nicht ohne Wert.

Hamburger Fremdenblatt.

. . . Der Roman wird Aufsehen erregen, denn er schildert das Trüffelpuree-Milieu, jene Berliner Dekadence-Gesellschaft, von deren Genuß- und Erwerbsleben vor wenigen Jahren drei besonders charakteristische Affairen plötzlich den Schleier hinweggerissen. Hollaenders Buch ist ein Schlüssel-Roman von großer Keckheit. Man wird an dieser Behandlung bekannter Gesellschaftstypen Anstoß nehmen, weil die Dinge uns so nahe berühren, während man bei uns doch nichts einzuwenden hatte, wenn z. B. Daudet und Zola in ihren Romanen öffentliche Personen portraitieren. In der Wiedergabe der Einzelheiten und in der Komposition bewährt sich Hollaender wieder als glänzender Schilderer. Er erzählt durchaus objektiv, niemals kommt die Entrüstung des Strafpredigers zum Ausdruck. Mit der großen psychologischen Kunst, die seine früheren Arbeiten ausgezeichnet, sucht er zu zeigen, wie diese heute geworden sind und von Fall zu Fall sich gestalten. Daß Felix Hollaender auch über die schöpferische Kraft des Poeten verfügt, zeigt seine Einführung einer frei erfundenen, vornehmen Frauengestalt. **Berliner Zeitung.**

. . . Mit satten Farben, in dramatischer Bewegung werden uns diese Figuren vorgeführt. Und mit einer sich bis zur nervösen Erregung steigernden Spannung folgen wir ihrem Hexentanz. Das wilde Bild zügellosen, frivolen Genußlebens ist bis in die kleinste Einzelheit mit unheimlicher Treue ausgeführt und bewahrt dabei doch stets den großen sozusagen geschichtlichen Zug. Die Sterbescene von Arthur und Felix Lerch ist nahezu heroisch geschildert, und die Liebe der Zwillingsbrüder zueinander wirft einen fast versöhnenden Schimmer auf ein Leben voll Schwindel, voll verbrecherischer Waghalsigkeit und cynischer Sinnenlust. **Straßburger Post.**

Endlich ein Buch, an dem man sich nach langer Pause wieder einmal geistig und seelisch erlaben kann! Ist es doch das Werk eines Schriftstellers, der zugleich Dichter ist. Der Roman spielt in der Jetztzeit, und zwar in Berlin W. — daher der Titel. Hollaender verdient der Juvenal der Geldaristokratie von Spree-Athen genannt zu werden; einen Hexen-Sabbath zügelloser Laster führt er uns vor, einen blumenüberschmückten Sumpf. **Neue Revue. St. Petersburg.**

Pension Fratelli:

Ein Novellenbuch.

Die „Pension Fratelli" nennt der Verfasser, trotz des geringen Umfanges der Geschichte, mit Recht einen Roman: ein ganzes Menschenschicksal spiegelt sich in der knappen Erzählung, aus der sich leicht ein umfänglichs Buch hätte machen lassen. In dieser Geschichte offenbart sich der Verfasser als eine kraftvolle dichterische Natur von feinem Geschmack und hoher Begabung. Österreichisches Litteraturblatt.

Der Verfasser der bedeutenden Romane: Magdalene Dornis und Frau Ellin Röthe bietet uns hier einen Band Novellen, deren erste den Titel abgiebt. Sie alle muten an wie Jugenderinnerungen. Den Vorzug unter allen möchten wir der Geschichte aus dem Schülerleben: Der Geächtete zuerkennen, die die angeborene Grausamkeit der Jugend und den empfindlichen Ehrgeiz einer fein gearteten Jünglingsnatur in einen höchst wirksamen Kontrast stellt. Mit tief eindringender Lebensbeobachtung ist auch die Geschichte der Wäscherin geschrieben. Hollaender fesselt allein durch die Schlichtheit und Wärme seiner Vortragsweise und weiß für seine Gestalten lebhaftes Interesse zu erwecken. Dresdener Anzeiger.

Von Felix Hollaender ist bei S. Fischer erschienen: „Pension Fratelli, ein kurzer Roman und Anderes." Es sind mit Ausnahme der Geschichte, die dem Ganzen den Titel gegeben hat, kurze Skizzen, wie sie nebenher bei größeren Arbeiten entstehen. Sie zeigen sämtlich ein Erzählertalent und heben sich schon durch den gebildeten Stil vor dem Wust der landläufigen Romanlitteratur hervor. Vossische Zeitung.

Das letzte Glück:

Dieser Roman ist ein Kunstwerk, in dem mehr enthalten sein soll, als ein zufälliges Einzelschicksal. Er entblößt etwas von dem Leiden unserer ganzen Zeit und enthält viele typische Züge der Generation, welcher Hollaender angehört. Das Gemälde ist grausig, vielfach peinigend, aber es ist mit feiner künstlerischer Freude hingesetzt. Darum verdient das Buch die Leser, die stark genug sind, ähnlich zu empfinden und über das Abstoßende eines bloßen Stoffes hinweg sich an der Größe der Schicksalsauffassung aufzurichten und am Schmuck der

einzelnen Theile zu erfreuen. An Schmuck aber fehlt es keineswegs. Die Figur jenes Mädchens, in dem das letzte Glück eines Verfehmten freundlich Gestalt annimmt, ist voller lieblicher Züge. Eine Einfachheit, Herzlichkeit und Opfermütigkeit tritt uns da entgegen, die, wo die Probe gefordert wird, sich zur höchsten Liebeskraft erhebt. Doch auch die grausame Quälerin, die verlassene Gattin, ist keineswegs Schwarz in Schwarz gezeichnet. Auch mit ihr vermögen wir mitzufühlen, oft mehr als mit ihrem Manne, dem launischen, eigenwilligen Künstler, der so sehr die Kraft vermissen läßt, sie durch überlegene Nachsicht zu leiten. In kurzen, knappen, vielfach andeutenden Zügen, mit scharfen Lichtern und Schatten, wird das Seelenleben dieser drei Personen vor uns bloßgelegt. Aber auch die Umwelt verschwimmt nicht, ohne indeß sich aufzudrängen. Zwischen den zwei modernen Manieren, entweder das Milieu wie aus einer Kinderspielschachtel auszupacken und mit peinlicher Vollständigkeit um uns aufzubauen oder die Handlung gleichsam im leeren Raume vor sich gehen zu lassen und nur durch „seelische Reflexe" hindurch ahnen zu lassen, hält Hollaender gerade die richtige Mitte. „Das letzte Glück" ist einer unserer besten modernen Romane. Käme er aus dem Französischen, er würde bald berühmt sein.

Franz Servaes in der Neuen freien Presse (3. August 1899).

. . . Der Roman zerfällt in zwei Teile, die mit außerordentlichem psychologischen Scharfsinn entwickelte Geschichte der Ehe, die technisch sehr geschickt durch Rückblicke und Briefe stückweis mitgeteilt wird, und das idyllische Intermezzo der Liebe, zarter, blasser gezeichnet, als der sehnsüchtige Traum eines Gefangenen, der den schmerzenden Druck der Ketten vergessen will. Dieses Buch ist keine gewöhnliche Lamentation, nicht die übliche Darstellung der oft aufgetischten Künstlermisere, es ist ein hartes, gerechtes, wahres Buch, das sich durch seinen rücksichtslosen Bekenntnisdrang mit Strindbergs Beichten vergleichen kann, es erfordert sich den Respekt einer Wahrheit, die mit blutigen Leidensmalen gezeichnet ist. Ein gellender Notschrei aus der Tiefe und doch zugleich ein fest gefügtes Kunstwerk, ein Werk von Charakter, unstreitig der beste Roman Hollaenders und überhaupt eine der stärksten litterarischen Erscheinungen der letzten Jahre. Ein sorgfältig gepflegter, ruhig fortschreitender, herb-männlicher Stil läßt seine schriftstellerische Persönlichkeit zum ersten Male in fertiger Reife erscheinen. . . .

Arth. Eloesser in der Neuen Deutschen Rundschau (Heft 5, X. Jahrg.).

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.